Aus eines Mannes Mädchenjahren

Von N. O. Body

N. O. Body

Aus eines Mannes Mädchenjahren

Vorwort
von
Rudolf Presber

Nachwort
von
Dr. med. **Magnus Hirschfeld**

Berlin W. 50
Gustav Rieckes Buchhandlung
Nachfolger

IV. (1915) 562.

Alle Rechte vorbehalten

Vorwort

von

Rudolf Presber

Ich bin gebeten worden, diesem merkwürdigen Buche, das nur Erlebtes und nichts Erdachtes enthält, ein kurzes Geleitwort voranzuschicken. Nicht, als ob ich mir anmaßen dürfte, in den darin für Eltern und Erzieher unüberhörbar anklingenden Fragen ein gewichtiges, Richtung und Weg weisendes Wort zu sprechen. Vielmehr wohl nur deshalb, weil ich die mittelbare Ursache bin, daß dieses Buch überhaupt geschrieben wurde; und weil ich der erste war, der ein ob seiner Zukunft bangendes Menschenkind darauf hinwies, daß es mit ehrlichem, aller Sensation ausbiegendem Bekenntnis seines Jugendschicksals vielleicht viel heimlichem Menschenleid die Hilfen geben, manches verhängnisvolle Rätsel in unverstandenen Tragödien des Alltags der Lösung näher bringen würde. Daß ein junger Mensch von schönen geistigen Anlagen, entwurzelt durch ein seltsames Schicksal und

isoliert durch die Scheu der Korrekten, Glücklichen und Normalen, in ungeahnten neuen Verhältnissen eine Aufgabe finde und mit der Aufgabe die Ruhe für sein aufgescheuchtes Herz, die Selbstsicherheit für seinen verwirrten Charakter.

Ein Arzt, mit dem ich literarische Dinge zu besprechen hatte, brachte, mich besuchend, ein junges Mädchen mit. Schlank, schmalbrüstig, mit kräftigen, leicht geröteten Händen und eigenartig harter und dunkler Stimme. Aber in Tracht, Bewegung, Ausdrucksweise und Sitte durchaus eine wohlerzogene junge Dame, die ich auf der Straße oder in der Eisenbahn vielleicht für eine Sprachlehrerin oder eine Studentin gehalten, und deren lebhafte und kluge Konversation die Vermutung gewiß unterstützt hätte. Staunend hörte ich ihre Lebensgeschichte, die einfach und frei von Pathos, ohne die Schärfe einer Anklage, aber mit dem verhaltenen Schmerz einer bedrückten Jugend vorgetragen wurde. Nur gelegentlich warf der Arzt, das seltsame Bild dieses ungewöhnlichen Lebensganges ergänzend, ein knappes Wort der Erklärung ein.

In meinem Zimmer wurden alle Namen und Daten genannt, die hier in diesem Buche die Diskretion,

die Rücksicht auf Lebende und Tote, die geirrt hatten, und eine begreifliche Scheu vor der peinlichen Neugier der großen Masse verwischen mußte. Ich gewann den Eindruck, daß ein übles Spiel der Natur im Bunde mit der durch Sitte und Herkommen und Furcht vor Gelächter und Blamage geknechteten Menschlichkeit einen jener zwischen Komik und Tragik sich windenden Romane geschaffen, die kein phantasievoller Erzähler noch zu ersinnen wagte. Am Ende einer unter dem Schleier des Geheimnisses halberstickten, freudearmen Jugend ein trotziges Ringen um die Menschenrechte, ein harter Kampf um das Eingeständnis alten schweren Irrtums, ein ermüdender Krieg mit den Gesetzen, die das Wunderbare nicht verstehn, dem (scheinbar) Noch-nicht-dagewesenen auch in der Zukunft kein Recht gönnen, keine Zuflucht schaffen wollen.

Zwei Wochen später derselbe Besuch — und doch wieder n i c h t derselbe. An Stelle des jungen Mädchens ein junger Mann. Ihr Zwillingsbruder aus einem in seinem Uebermut das Unwahrscheinliche streifenden Shakespeareschen Lustspiel. Dieselbe Gesichtsbildung; Wuchs, Hände und Füße dieselben. Aber das reiche, früher aufgesteckte Haar zur Männerfrisur gekürzt und borstig aufgekämmt. Die Schritte in den

männlichen Beinkleidern noch kurz und ein wenig unsicher. Die Bewegungen ein bißchen forziert burschikos, als wollten sie den unwillig von der Natur ertragenen Zwang zweier Jahrzehnte in jeder Minute aufs neue ärgerlich abschütteln. Was an dem Mädchen von damals vielleicht ein wenig zu hart und männlich war für das nach Anmut und Weiblichkeit spähende Auge, das scheint an diesem für sein Alter noch etwas unfertigen Jüngling wieder zu weich und weiblich. Die Geschlechter mischen sich in ihm; als sei dieser dem normalen Maße sich nicht fügende Mensch bestimmt, in welchen Geschlechtes Tracht er auch erscheine, stets den wachen Argwohn nach listiger Verkleidung spähen zu lassen, stets den Zweifel an der Wahrhaftigkeit dieser Erscheinung zu reizen.

Und wie „er" jetzt, zutraulich durch mein freundliches, von bloß gekitzelter Neugier fernes Interesse, den Faden seiner Geschichte wieder aufnimmt und mehr sich selbst Rechenschaft gebend als mir erzählend alle die Seltsamkeiten in seinem Kampf um sein Recht berichtet; und wie sich in seinen ehrlichen Worten immer wieder die leise Angst meldet: was nun? Wo geht der neue Weg für den Umgewandelten ins neue Leben, zur Arbeit, zu Aufgaben, zu Erwerb? Da kommt mir der Gedanke: Warum erzählt er *mir* das allein? Mir, der ich es bestaunen kann wie etwas Niegehörtes, Fremdes, von dessen Erlebnis und Schicksal mich eine Welt trennt? Warum erzählt er es nicht einfach und ruhig, wie er zu mir spricht, *allen*, damit es auch jene finde, die vielleicht verantwortlich sind für schwere Erziehungsirrtümer. Auch jene, die am Grabe junger Selbstmörder die Gründe eines letzten irreparablen Entschlusses immer wieder bloß in schlechten Zensuren suchen, in Furcht vor Strafe, in momentaner geistiger Verwirrung.

Das Neue und Unnatürliche wird nicht gut, sanft und gefahrlos davon, daß wir nicht hinsehen. Und das angeblich Widerliche, von dem wir durchaus Normalen uns gern wie vor Unreinem abwenden, verschwindet nicht von der Erde dadurch, daß wir seine Existenz leugnen. Vor allem aber: die leibliche und seelische Gesundheit der Menschheit hat noch niemals aus der Heuchelei Gewinn gezogen.

Das ungefähr hab' ich, ohne viel große Worte, dem intelligenten jungen Mann gesagt, der noch vor vierzehn Tagen — vor Staat und Gesellschaft — ein Mädchen war. Und ich habe ihm weiter gesagt: „Wenn Sie ein neues Leben beginnen wollen, geben Sie sich und andern ruhig und ohne den heiklen Stoff

in die grelle Schaubude der Sensation zu zerren, Rechenschaft von dem, was hinter Ihnen liegt. Schreiben Sie's genau so nieder, wie Sie mir's erzählt haben. Füllen Sie die Lücken Ihres Gedächtnisses nicht mit willkürlicher Phantasterei aus und drapieren Sie sich nicht eitel als Helden eines unerhörten Romans. Predigen Sie nicht und greifen Sie nicht an. Erzählen Sie: So war mein Leben. Und mit jeder ehrlichen Zeile, die Sie schreiben, wird eine rostige Fessel von Ihnen abfallen, die Ihnen ins Fleisch schneidet, ein trauriges Stück Vergangenheit, das Sie niederdrückt. Und auf dem Wege dieser ersten Arbeit, die Sie als Mann verrichten, werden Sie vielleicht zu einem neuen Berufe, zu einer neuen Lebensaufgabe gelangen, die Sie jetzt, von all dem Fremden, Ungewohnten, Peinlichen beengt, noch ängstlich und ohne rechte Zuversicht suchen."

So entschloß er sich, dies Buch zu schreiben. Ein paarmal zu Anfang fragte er noch, tastete er noch nach der Form für seine Mitteilungen. Dann hörte ich nichts mehr von ihm, bis ich die Druckbogen sah.

Alles, was auf diesen Blättern steht, entspricht genau seinen Erzählungen, die ich hörte, als in seinem eben erst vom langen Frauenhaar befreiten

Kopfe kein Gedanke Papier und Druckerschwärze suchte, kein Wunsch sich regte, aus überwundenem Kampf und Leid ein Buch zu machen.

Das schien mir, da der junge Mensch, der dies Buch erlitt und schrieb, in seiner Anonymität von seinen Lesern nicht kontrolliert werden kann, meine Pflicht, hier zu sagen.

Im Frühling 1907.

Rudolf Presber.

Ueber meiner Kindheit
Lag eine drohende Faust.
Alle stillen Freuden
Wurden mir zerzaust.

Das gab so tiefe Wunden,
Wie nie ein Dolch sie sticht,
Man kann sie vergessen, verträumen . . .,
Heilen — kann man sie nicht.

Dieses Buch ist ein Buch der Wahrheit. Die seltsamste Jugend, die wohl je gelebt wurde, soll darin ihre eigene Sprache reden. Dieses Leben will geglaubt werden, so fremd es auch ist. Aber fremd sein, braucht nicht Lüge zu heißen. Ich will in diesem Buche von einem Leben reden, das wie eine Last auf einem unerkannten Menschen lag, bis weiche, weiße Frauenhände die Schwere von ihm nahmen und seine Traurigkeit in Lebensfreude wandelten. Es ist die Geschichte der Wirren und Konflikte, die mir aus meiner eigensten Natur erwuchsen.

Ich bin als Knabe geboren, als Mädchen erzogen worden.. Das Gewebe meines Lebens war aus wirren Fäden geschlungen, bis das innere Wesen meiner Männlichkeit die Schleier, Hüllen und Halbheiten, welche Erziehung, Gewohnheit und Lebensnot um mich gewoben, mit starkem Schlage zerriß. Man kann einen gesunden Knaben noch so weibisch erziehen und ein weibliches Wesen noch so männlich, niemals werden sie dadurch dauernd verkehrt empfinden. Sitte und Gewohnheit fesseln jedoch so stark,

daß es erst eines äußeren Anstoßes bedurfte, der aber auch innerlich stark empfunden wurde, ehe ich mich entschloß, die entscheidende äußere Umwandlung vorzunehmen.

Und die Entscheidung fiel, als die Frau in mein Leben trat. Auch von der Liebe dieser Frau will ich hier sprechen, die die Dornen aus meinem Wege bog und mein Leben, das vorher nur graue Qual gewesen war, in lachenden Segen verwandelte.

Mein ganzes Leben war wie eine Straße voller Dornen — bis hin zu ihr.

I.

Maienregen, mach mich groß!
Ich bin arg klein,
Mach du mich fein!
Joho!

Die frohe Melodie dieses Kinderliedchens ist der erste Klang, der aus dem dunklen Lande der Vorerinnerung in mein bewußtes Leben hineinhallt. Mein Gedächtnis reicht bis ins dritte Lebensjahr zurück.. Aus dieser Zeit stammt ein Erinnerungsbild, das mir so klar vor Augen steht, als hätte ich mich erst gestern darin geschaut.

Ein Maimorgen in meiner kleinen Heimatstadt. Ein Regenschauer hatte die Menschen von den Straßen verscheucht; die letzten Tropfen fallen noch, aber schon sind wieder Leute zu sehen. Der Himmel sieht noch grämlich aus. Indessen hat zur Entschädigung dafür die Sonne einen schönen Regenbogen in das Grau hineingemalt. Und im Sprühen dieser letzten farbig

von der Maisonne überglänzten Tropfen spielt eine Kinderschar. Kleine Mädchen singen mit schrillen Stimmchen das Lied. Sie spielen vor einem großen grauen Hause, an dessen Tor ein alter Brunnen seine Wasser mit eintönigem Plätschern in ein schmuckloses Steinbecken gießt. Alle Kinder sind froh und lustig — bis auf eines, das abseits an der Dachtraufe steht und sich vom herabrinnenden Wasser nach wilder Bubenart die Stiefel bespülen läßt. Seine Blicke wandern halb sehnsüchtig, halb trotzig zu den kleinen Mädchen hinüber, als ob es sich nicht getraue, ungebeten am Spiele teilzunehmen. Und als niemand es herbeiruft, tritt der kleine Fuß trotzig in die Pfütze, daß das Wasser hoch aufspritzt. Nun kommen die andern Kleinen herbeigelaufen; sie sammeln sich um dieses kleine Mädchen — wenigstens trug auch dieses Kind Mädchenkleider — und schreien: „Junge, Junge, böser Junge!“ Da schreckt das Kind zusammen und läuft weinend ins Haus.

Dieses Kind war ich. So lange ist das her, und dennoch hallen das brennende Weh und der Kindertrotz noch in mir nach, wenn ich an diese Szene denke.

* * *

Ich bin am ersten Pfingsttage des Jahres 1884 geboren. Ein Sonntagskind. . . .

Meine Eltern waren gebildete, damals wohlhabende Bürgersleute. Ich bin das jüngste Kind; drei Geschwister fielen im jugendlichen Alter einer epidemischen Kinderkrankheit zum Opfer. Meine Mutter, die damals einen Monat vor der Geburt meines ältesten Bruders stand, mußte in einer Woche drei bisher gesunde Kinder hergeben. Sie war bei ihrer Hochzeit 22 Jahre alt und zählte bei meiner Geburt 40, mein Vater war sechs Jahre älter. Ich bin keinem der beiden ähnlich, trage jedoch im allgemeinen den Typus meiner väterlichen Familie: feinen Gliederbau, lange, schmale Füße und ein längliches, oval geschnittenes Gesicht.

* * *

Von der Zeit vor meiner Geburt weiß ich nichts. Von meiner Geburt hat man mir erzählt, daß dieselbe normal von statten ging. Die Hebamme gratulierte meiner Mutter zu dem prächtigen kleinen Mädchen und rief dann meinen Vater, dem sie sagte, die Körperbeschaffenheit des Neugeborenen wäre so eigentümlich, daß sie nicht entscheiden könne, welchem Geschlecht das Kind angehöre; sie nähme an, daß es

ein Mädchen sei. Auch mein Vater neigte dieser Ansicht zu, indes meine Mutter ihr Kind als Knaben aufziehen wollte. Man beschloß, einen Arzt zu befragen. Der damalige Hausarzt unserer Familie war ein ganz vorzüglicher Mensch, aber alles andere, nur kein Arzt. „Die Bildung macht bei oberflächlicher Prüfung einen femininen Eindruck, ergo haben wir ein Mädchen vor uns," dekretierte er kurz entschlossen.

Meine Mutter machte zwar noch verschiedene Einwendungen und wünschte eine ärztliche Größe zu befragen; sie wurde aber überstimmt und von meinem sanguinischen Vater auf später vertröstet. Seine Hauptsorge war gewesen, den Arzt durch Handschlag und die Hebamme durch eine größere Geldsumme zum Schweigen zu verpflichten, damit diese „scheußlich unangenehme Sache" nicht in weiteren Kreisen bekannt werde. Damit war sein Interesse erschöpft; mochte das unglückliche Kind sehen, wie es durch die Welt kam.

Ueberhaupt erregte meine Geburt wenig Freude. Meinem Vater war dieses Kind, das er später einmal einen lebendigen Vorwurf nannte, unangenehm. Mein neunjähriger Bruder Hans mochte den Schreihals nicht leiden. Mit der Liebe meiner ältesten Schwester war es auch bald vorbei. Sie hatte mich meiner Winzigkeit wegen für eine jener großen Puppen gehalten,

die Papa und Mama sagen können, wenn man sie drückt. Als sie dann die unangenehme Entdeckung machte, daß dieses kleine Ding nur schrie, wenn man es drückte, ganz gewöhnlich schrie und weder Papa noch Mama, noch sonst etwas sagte, da wandte sie sich wieder anderen Spielsachen zu. Mein anderes Schwesterchen, ein spekulatives kleines Rechengenie von vier Jahren, war sehr unzufrieden: „Nun bin ich kein Jüngstes mehr, und „das Neue" kriegt jetzt immer das Süße!"

* * *

Meine ersten Lebensjahre verliefen normal. Nur ein Bild ist mir aus jener Zeit geblieben, eine flüchtige, blitzartige Erinnerung. Ich muß damals noch sehr klein gewesen sein. Eine große, blonde Frau zog mir unter Scherzen das Nachtröckchen aus und setzte mich in eine Wanne. Ich sah aber, daß ihr trotz der frohen Worte Tränen in die Augen traten. Dann brachte man mich in eine schwarze Höhle mit einem goldenen Stern, der seine Strahlen bis zu meinem Bettchen warf.

Heute kann ich mir das Bild erklären, das ich lange im Gedächtnis bewahrte. Es war meine Mutter, die mich auskleidete, und der goldene Stern

war das Nachtlicht, dessen Schein das große Schlafzimmer nur schwach erhellte.

Seit ich den Groll vergessen lernte, den ich so lange gegen meine Eltern trug, fühle ich mit meiner Mutter, was sie litt — mit der Frau, die weinen mußte, wenn sie den Körper ihres Kindes sah.

* * *

Meine Kinderjahre verlebte ich in der kleinen sächsischen Sommerresidenz Bergheim. Ich bitte, sie auf keiner Landkarte zu suchen, denn unter diesem Namen würde sie niemand innerhalb der buntgetüpfelten Landfleckchen finden, als die unser liebes Sachsen-Thüringen schon auf der Landkarte so freundlich und farbenprächtig aus dem grauen Preußen leuchtet, daß jedes Schulkind seine Freude daran hat. Still und weltvergessen liegt das Städtchen in einem Tale zwischen zwei Bergen, von deren einem ein altes zerfallenes Raubnest trotzig auf das Tal herabsieht.

* * *

Mein Geburtshaus war lange Jahre im Besitze meiner Familie. Das weitläufige Gebäude ist

ein Teil eines alten Klosters und war früher herzogliches Eigentum. Es besteht aus zwei niedrigen Stockwerken mit hochgegiebeltem Dachgeschoß. Weil es aus grauem Sandstein erbaut ist, heißt das Haus im Volksmund der graue Hof. Ueber den Seelen aller, die in diesem Hause geboren wurden, lag ein Schatten von dem eintönigen Grau seiner Mauern. In allen Ecken und Winkeln lagerte ständig ein trüber, grauer Schleier, und in den Wintermonaten durften an dunklen Tagen die Lampen überhaupt nicht verlöschen.

Der Vorderbau stand am Marktplatz, mit der Fassade nach Norden, so daß in die großen, aber niedrigen Zimmer nur selten ein Sonnenstrahl fiel. Die weite Vorhalle war mit hohen Eichenschränken besetzt, von dem Korridor aus führte eine steile Treppe zu den Schlafzimmern. Die erste Stube rechts war das Schlafzimmer meiner Eltern, daran stieß das Arbeitszimmer meines Bruders. Links lag meiner Schwester Schlafzimmer und daneben das meinige.

Es machte gleich den übrigen einen düsteren Eindruck.

Ein paar hübsche Deckchen und helle Gardinen hätten genügt, den dunklen, ernsten Raum in ein nettes, freundliches Zimmer zu verwandeln.

Doch dann wäre es ja nicht im Einklange gewesen

mit den übrigen Gemächern im grauen Hause, wo alles Frohe und Bunte ausgeschlossen war.

Aber ich will nicht bitter und ungerecht sein: war doch gerade dies Zimmer Zeuge der wenigen frohen Stunden, die mir meine Kinderjahre brachten.

Der dunkelste Raum in unserem düsteren Hause war unser Speisezimmer. Es war wie ein großer, weiter Saal, der durch zwei kleine Fenster, die wie Schießscharten in tiefen Nischen lagen, ein trübes Licht erhielt. An Regentagen war es dort so dunkel, daß man beim Mittagessen seinen Teller kaum sehen konnte.

In den drei Jahrhunderten seit der Aufhebung des alten Klosters war von den jeweiligen Besitzern viel an dem alten Gemäuer gebaut worden, und von dem eigentlichen Klosterhause war wohl nichts mehr stehen geblieben als die Außenmauern. Eine zweite Treppe führte in den Hof hinab, der als Lagerplatz für das Holzgeschäft diente, das mein Vater betrieb.

Die Böden der Lagerhäuser, die den Hof umgaben, galten als baufällig und standen deshalb meist unbenutzt; uns Kindern war es streng verboten, dieselben bei unseren Spielen zu betreten. Das Verbot half aber nicht viel, denn jene Bodenwinkel mit dem geheimnisvollen Halbdunkel zogen uns immer wieder an.

Die Streifereien da oben waren aber auch zu herrlich. Vor allen Dingen konnten wir uns dort als Herren fühlen, denn kein Erwachsener vertraute den schwankenden Dielen gerne seine Knochen an. Wenn uns der unter unseren Tritten aufwirbelnde Staub den Atem benahm, war uns so gruselig zu Sinn, daß wir nicht zu sprechen wagten. Hie und da krachte ein Brett des morschen Fußbodens, und man mußte sich mit flinkem Sprunge vor der Gefahr des Durchbrechens retten. Jeder Schritt war mit kleinen Gefahren verbunden, die meine rege Phantasie ins Ungeheuerliche vergrößerte. Und vor allen Dingen das angenehme Bewußtsein, auf verbotenen Wegen zu gehen! Aber besonders lustig war es, wenn wir in einem Winkel eine vergessene alte Kiste entdeckten. Wir schlichen uns vorsichtig heran, schlugen mit den langen Stöcken, mit denen wir uns unten im Holzhof bewaffnet hatten, auf das Ding los, und manchmal sprang uns wirklich ein Feind entgegen — ein Marder oder eine Katze — oder ein erschrecktes Quieken verriet uns, daß eine Schar Mäuse in ihrer Ruhe aufgeschreckt war und nun ihr bedrohtes Leben in Sicherheit brachten.

Das größte Grauen empfanden wir aber eines Tages, als wir die „vermauerte Zelle mit den Knochen" entdeckten. Ich war damals etwa neun

Jahre alt. Ich und meine beiden Freunde Hans und Leo — zwei Nachbarskinder — hatten gerade eine Schauergeschichte gelesen, von einem Mönch, der zur Strafe lebendig eingemauert worden, und dessen gebleichte Knochen seine „minnigliche Huldin", worunter wir uns etwa eine Tante dachten, nach langen Jahren gefunden hatte. Wir standen noch unter dem Eindruck dieser nervenerregenden Lektüre, als wir uns gemeinschaftlich auf einen Streifzug durch die Bodenräume begaben. Wir hatten noch nicht viel herumgestöbert, da stießen wir auf eine große Kiste, deren Deckel unter Leos Fuß nachgab. Schreck und Entsetzen! Es lagen Knochen darin! Hans, ein zarter, nervöser Junge, den ich wegen seiner Weichlichkeit nie für voll ansah, verfiel in Schreikrämpfe. Mehr tot als lebendig kamen wir mit dem brüllenden Jungen unten an. Das Ende unserer mit so großer Hoffnung begonnenen Expedition war für uns drei Helden ein ebenso klägliches wie demütigendes: jeder von uns erhielt eine mordsmäßige Tracht Prügel, und das Kindermädchen, das dort oben die Knochen — nicht etwa von Mönchen, sondern von Ochsen — zum Verkauf aufgestapelt hatte, wurde entlassen.

Dennoch blieben diese Böden unser Kinderparadies.

Der Hof war weit und hell, hier draußen war nichts von der dumpfen, drückenden Luft des Hauses

zu merken. Ein frischer Duft von Tannenharz oder der herbe Geruch welkenden Eichenlaubes erfüllte den Holzplatz.

Ja, ich liebte diesen Hof, den einzigen hellen Platz, den das Elternhaus besaß. Wenn die hochbeladenen Lastwagen einfuhren und die schweren Stämme sich auf den Wagen hoben und senkten, klang mir durch ihr Aechzen ein Weh des Abschieds vom hohen Walde, und die ihnen entquellenden Harztropfen erschienen mir wie Tränen um ihre tote Jugend. Vor dem Hause stand ein Brunnen, von dem ich vorhin schon erzählt habe, dessen Rauschen sanft in diese Kinderträume klang. Eine wunderliche Figur schmückte, oder besser verunzierte ihn; der Kopf fehlte ihr, der war eines Tages mit lautem Gepolter hinuntergekollert und lag nun schon lange Jahre auf unserem Hofe, tief eingebuddelt in den weichen Lehm. Dieser Kopf wie auch der Brunnen spielte eine große Rolle in meiner Phantasie.

Ich habe in reiferen Jahren noch oft an dieses Haus und sein ernstes Gepräge gedacht, als ich Ibsens Rosmersholm las, das Buch von den Kindern, die nicht lachen können. So war auch unser Haus. Wie der Alltag mit seinen Sorgen legte sich ein lichtloses Grau über unseren Lebenspfad. Einen Teil seines unfrohen, freudeleeren Seins hat mir das Haus mit

auf den Weg gegeben, sonst wäre er wohl nicht gar so arm gewesen.

* *
*

Wir sind kein deutsches Geschlecht. Unsere Vorfahren kamen aus Frankreich. Meine Familie ist sehr alt und stolz auf ihren Stammbaum, dessen Anfänge bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückreichen. Die Nachkommen jenes alten Geschlechts bewegten sich aber seit Generationen bald zu den Höhen des Daseins empor, bald bis zur mittelmäßigen Existenz kleiner Kaufleute hernieder. Doch in ihnen allen lebte der starke Glaube, daß dereinst ihr Stamm seine Aeste wieder zum Licht emporstrecken würde. Und dieser Glaube gibt ihnen auch auf dunklen Wegen ein gewisses Licht. Wir führen unser Geschlecht auf einen Franziskaner-Mönch zurück, der zur Zeit der Reformation seinen Orden verließ und eine Familie gründete. Seine Enkel wurden durch einen wunderlichen Zufall in die kleine sächsische Bergstadt verschlagen und machten sich dort ansässig. Schon äußerlich sind wir von den andern Bergheimern leicht zu unterscheiden: Schwarze oder braune Augen, braunes, welliges Haar, scharf geschnittene südländische Züge findet man nicht oft unter den Sachsen und Fran-

ken jener Bergtäler. Unser Rassetypus bleibt so scharf ausgeprägt, weil meine Familie sich nur wenig mit ihren Mitbürgern vermischte und ihr Blut in zahlreichen Verwandtenehen ziemlich rein erhalten hat. Und jedem von uns lebt noch ein Schimmer des blauen französischen Himmels in der Seele — ein wunderlicher Kontrast zu dem Schatten, den uns das graue Haus darüber legte.

Auf meinen Großvater väterlicherseits kann ich mich noch erinnern, einen weißhaarigen alten Herrn mit der ritterlichen Höflichkeit vergangener Zeiten. Als heranwachsendes Kind verehrte ich ihn besonders wegen der romantischen Art, wie er seine Frau, meine Großmutter, erlangt hat.

Sie war eine Cousine von ihm, und da bereits einige Verwandtschaftsehen in der Familie vorangegangen waren, verweigerten die beiderseitigen Eltern ihre Einwilligung. Die Liebenden ergaben sich scheinbar in ihr Geschick und Anna wandte sich, anstatt den Kopf hängen zu lassen, mit mehr Eifer als bisher der Wirtschaft zu. Sie ging darin so weit, daß sie abends in der Dämmerung nach vollbrachter Tagesarbeit noch Einkäufe für das große Hauswesen machte. Und Vetter Ernst fand plötzlich, daß die Pferde seines Vaters zu wenig Bewegung hätten, und ritt allabendlich eins derselben eine Strecke bis zum nächsten Ort.

Eines Abends blieben beide aus, und auch die alte Magd Lene, die schon Annes Amme gewesen, war aus dem Hause verschwunden. Erst am andern Morgen brachte ein reitender Bote die briefliche Nachricht, daß alle drei bei Freunden Aufnahme gefunden hatten und nur unter der Bedingung zurückkehren würden, daß ihrer Verheiratung die elterliche Genehmigung erteilt werde. Hiernach mußten natürlich die Eltern beider „Ja und Amen" sagen.

Stürmisches Liebeswerben war übrigens den meisten Mitgliedern unserer Familie eigen. Aus meiner Mutter Familie weiß ich wenig oder gar nichts, was für meinen Lebensgang von Einfluß gewesen wäre. Sie alle waren gesunde, langlebige Menschen, ohne körperliche Anomalien oder geistige Besonderheiten. Auch von meines Vaters Seite sind mir keine Fälle von geistiger oder körperlicher Degeneration bekannt. Ich weiß nur, daß hier heißes Blut und eine kurze Lebensdauer die Regel war. Es geht ein Zug von Lebenshunger durch die Reihe dieser Vorfahren — wie eine Angst, zu früh von vollen Tischen abgerufen zu werden. Und alle diese Männer gingen bewußt ihren Weg, sie schienen hart und unzugänglich, weil sie ihr Lieben und Sehnen tief versteckt trugen und nur wenige in ihre Seele blicken ließen.

Von meinen Eltern habe ich nicht viel zu sagen.

Mein Vater hatte nach außen hin für jeden eine sonnige Freundlichkeit, gab aber im Hause seiner zügellosen Heftigkeit leicht nach. Meine Mutter ist eine liebenswürdige, feine Frau. Mein Vater, der nun schon lange tot ist, war in den letzten zehn Jahren seines Lebens als Opfer eines schmerzhaften Leidens meist an den Fahrstuhl gefesselt. Im Verkehr mit der Außenwelt trug er seine Leiden wie ein Held; was jedoch die Familie unter seiner Heftigkeit litt, wissen nur wir, seine nächste Umgebung. Während der ganzen Zeit seines Leidens wurde mein Vater von meiner Muter in aufopferndster Weise gepflegt. Ob die Liebe das Pflichtgefühl überwog, oder umgekehrt, darüber kann ich nicht urteilen.

In all diesen Jahren lag ein dumpfer Druck über unserem Leben, der unserer Kindheit Freude und Frohsinn fernhielt. Vor meiner Geburt galt meine Familie als reich. Mein Vater war Erbe eines guten Geschäftes, meine Mutter hatte ein stattliches Vermögen mit in die Ehe gebracht. Aber die Verhältnisse, vielleicht auch Mangel an Verständnis für die Erfordernisse der Zeit hatten einen Rückgang des ja immerhin nur kleinen Betriebes zur Folge, und ich glaube nicht, daß unser Vermögen zur Zeit meiner Geburt noch zwanzigtausend Mark überstieg. Wohl repräsentierte unser Grundbesitz einen weit größeren

Wert; doch war derselbe mit Hypotheken überlastet. Ich weiß, daß mein Vater eines Tages, als ich noch klein war, zu meiner Mutter von der Schwierigkeit sprach, noch eine Hypothek unterzubringen; unser Dach vertrüge keine weitere Belastung. Da weiß ich auch noch, daß ich tagelang mit gesenktem Kopfe nach einem Winkel suchte, wo etwa dieses Ding mit dem gräßlichen Namen noch unterzubringen sei.

Durch dieses übel angebrachte Interesse für meines Vaters Geldgeschäfte zog ich mir einmal eine empfindliche Strafe zu. Ich war von dem großen Problem, was dieses Ding mit dem gräßlichen Namen eigentlich bedeute, so erfüllt, daß ich einen Freund meines Vaters danach fragte, den Stadtgeistlichen, zu dessen Klugheit ich großes Vertrauen hatte. Selbstverständlich hatte ich ihn gefragt, als wir ungestört waren; denn es kam mir vor, als ob Papa diesen Gesprächsstoff, der mir höchst interessant war, nicht sonderlich liebte. Also ich fragte den Onkel Pfarrer, was das für Dinge mit dem tollen Namen seien, die manchmal aufs Dach gelegt würden. Leider verstand mich der gute Mann nicht gleich, und da erklärte ich ihm, daß Papa zu Mama gesagt habe, bei uns auf dem Dache lägen schon so viel davon, daß keine mehr darauf Platz hätten. Aber anstatt mir zu antworten, lachte dieser Mensch mich aus, und täppisch, wie Erwachsene

oft sind, wenn sie die schmalen Wege des Kinderlandes betreten, lachte er noch, als Papa ins Zimmer trat, und als Resultat meiner Heiterkeit ergab sich für mich eine unverdiente Tracht Prügel.

* * *

Nach dieser Schilderung meiner Umgebung muß ich zu den Anfängen meiner Entwicklung zurückkehren. Und da finde ich mich im Alter von etwa vier Jahren wieder.

Drei Kinder in Mädchenkleidern sitzen unter einem Baum. Es war ein hochgewachsener Holunder, unter dem wir gerne spielten. Der dichtbelaubte Strauch schützte uns vor der Sonne und zugleich vor unberufenen Augen bei unseren Spielen. Die beiden kleinen Mädchen waren Hilda und Lene, meine Freundinnen aus der Nachbarschaft, von denen die eine etwa vier Wochen jünger, die andere ein Vierteljahr älter war als ich. Zu dieser Zeit, als mir die Tore unseres Hofes noch nicht offen standen, war meine Welt auf das Haus und diesen Garten beschränkt, in welchem wir gerade spielten. Später, als ich meine eigenen Wege und auf die Straße gehen durfte, habe ich nicht mehr viel mit Mädchen gespielt. Sie waren

mir zu sanft, und meine ausgelassene Wildheit paßte schlecht zu ihren ruhigen Spielen.

Jener Baum steht heute nicht mehr da. Als ich kürzlich meine alte Vaterstadt noch einmal besuchte, um die Stätten meiner Kindheit wiederzusehen, suchte ich nach dem Holunder. Aber man hatte ihn, als sein abgestorbenes Gezweig keinen Schatten mehr gab, abgehackt und statt dessen eine Laube mit wildem Wein über der noch an ihrem Platz stehenden Bank errichtet.

Mir wars, als sei das ein Lebensgleichnis: man geht aus, um die blühenden Büsche der Kindheit zu suchen, und findet herbstlichen Wildwein wuchern, wo man blühende Rosen verließ. Glücklich ist, wer sich an der Farbenpracht der Weinblätter zu erfreuen vermag, wenn er die Enttäuschung verwunden hat. Viele aber gehen aus, Rosen zu suchen, und vergessen, daß es Winter wurde. Das sind die Menschen, deren Seele blutet, wenn sie ihre Kindheit suchen. Die Rosen hat der Wind entblättert, und sie greifen in die Dornen.

Damals freuten wir uns noch am Schatten unseres Baumes. Wir saßen träge auf der Bank. Vor uns

hatten wir einen Sandhaufen, auf dem Holzformen achtlos zerstreut herumlagen.

Es muß wohl Frühling gewesen sein, denn der süße Duft des blühenden Holunders erfüllte den Garten. Wenn der Wind leise durch den Baum ging, wehte er uns Blüten herunter, die sich wie Schnee auf unsere Haare legten. Der Himmel lugte in tiefem Blau durch die weißen Blütensträuße. Flinke Schwalben führten ganz in unserer Nähe ihre graziösen Liebesspiele auf.

Die schläfrige Ruhe der Natur ermüdete mich. Ich lehnte den Kopf schlaftrunken an Hildes Schulter, die mich leise in ihren Schoß gleiten ließ. Sie begann mir mit drolliger Geschäftigkeit Gesicht und Hals zu streicheln. Ich ließ es mir in wohligem Behagen gern gefallen. Dann drängte sie die andere Kleine unsanft beiseite und nahm auch deren Platz noch ein; sie warf sich halb über mich und küßte mir Mund und Haare. Es war ein tolles Spiel. Und über alle dem lachender, blauer Himmel, duftende Holunderblüten und der Liebesgesang der Schwalben. Von den Beeten her leuchteten Rittersporn und Kaiserkronen.

Schläfrig schlossen wir die Augen. Hildes Küsse wurden immer toller. Ich glaube, daß ich ein gewisses Gefühl des Staunens über diese Heftigkeit

empfand. Sie schmiegte sich an mich; ihre Hände irrten an meinem Kleidchen herum, und wie im Traum fühlte ich, wie sich Knöpfe und Bänder lösten und die heißen Händchen meinen Körper streichelten. Lene sah diesem Spiel mit großen Augen zu.

Die Sonne brannte uns ins Gesicht. Wir wurden für einen Augenblick wach und sahen uns schattensuchend um. Der alte Holunder hielt uns seine Zweige schirmend entgegen. Wir krochen in den dichtesten Schatten der Laube, wo wir eng aneinander rückten und unsere Hände von der einen zur andern wandern ließen. Ich weiß noch, daß wir keinerlei Abscheu vor dem Körper der andern hatten, obwohl uns das doch von den Müttern anerzogen war. Wirr und heiß von der Aufregung des neuen Spiels kauerten wir so eine Weile still im Sande, von den Blütenzweigen ganz bedeckt. Und bei jeder unwillkürlichen Bewegung rieselten die weißen Blütensterne auf uns herab, deren leichte Berührung uns ein fremdes Wohlgefühl verursachte. Und immer noch suchten, tasteten, streichelten die Hände, bis im Holzhof die Mittagsglocke geläutet wurde. Da fuhren wir wohl für einen Augenblick auseinander, aber dann schmiegten wir uns nur um so enger zusammen.

Wie lange das dauerte, weiß ich nicht. Später ließ diese Spannung etwas nach; die Hände ruhten

hatten wir einen Sandhaufen, auf dem Holzformen achtlos zerstreut herumlagen.

Es muß wohl Frühling gewesen sein, denn der süße Duft des blühenden Holunders erfüllte den Garten. Wenn der Wind leise durch den Baum ging, wehte er uns Blüten herunter, die sich wie Schnee auf unsere Haare legten. Der Himmel lugte in tiefem Blau durch die weißen Blütensträuße. Flinke Schwalben führten ganz in unserer Nähe ihre graziösen Liebesspiele auf.

Die schläfrige Ruhe der Natur ermüdete mich. Ich lehnte den Kopf schlaftrunken an Hildes Schulter, die mich leise in ihren Schoß gleiten ließ. Sie begann mir mit drolliger Geschäftigkeit Gesicht und Hals zu streicheln. Ich ließ es mir in wohligem Behagen gern gefallen. Dann drängte sie die andere Kleine unsanft beiseite und nahm auch deren Platz noch ein; sie warf sich halb über mich und küßte mir Mund und Haare. Es war ein tolles Spiel. Und über alle dem lachender, blauer Himmel, duftende Holunderblüten und der Liebesgesang der Schwalben. Von den Beeten her leuchteten Rittersporn und Kaiserkronen.

Schläfrig schlossen wir die Augen. Hildes Küsse wurden immer toller. Ich glaube, daß ich ein gewisses Gefühl des Staunens über diese Heftigkeit

empfand. Sie schmiegte sich an mich; ihre Hände irrten an meinem Kleidchen herum, und wie im Traum fühlte ich, wie sich Knöpfe und Bänder lösten und die heißen Händchen meinen Körper streichelten. Lene sah diesem Spiel mit großen Augen zu.

Die Sonne brannte uns ins Gesicht. Wir wurden für einen Augenblick wach und sahen uns schattensuchend um. Der alte Holunder hielt uns seine Zweige schirmend entgegen. Wir krochen in den dichtesten Schatten der Laube, wo wir eng aneinander rückten und unsere Hände von der einen zur andern wandern ließen. Ich weiß noch, daß wir keinerlei Abscheu vor dem Körper der andern hatten, obwohl uns das doch von den Müttern anerzogen war. Wirr und heiß von der Aufregung des neuen Spiels kauerten wir so eine Weile still im Sande, von den Blütenzweigen ganz bedeckt. Und bei jeder unwillkürlichen Bewegung rieselten die weißen Blütensterne auf uns herab, deren leichte Berührung uns ein fremdes Wohlgefühl verursachte. Und immer noch suchten, tasteten, streichelten die Hände, bis im Holzhof die Mittagsglocke geläutet wurde. Da fuhren wir wohl für einen Augenblick auseinander, aber dann schmiegten wir uns nur um so enger zusammen.

Wie lange das dauerte, weiß ich nicht. Später ließ diese Spannung etwas nach; die Hände ruhten

von ihrer nervösen Hast, und nun suchten unsere Augen — suchten, spähten, sahen immer wieder und verglichen das, was vorher die kleinen Hände so leidenschaftlich gesucht hatten. Da weiß ich noch, was die beiden Mädchen sagten, und höre den erstaunten Ton ihrer Stimme: „Du, guck mal, die Nora ist ja ganz anders, wie wir." Wir verglichen von neuem; es gab Anlaß zu erneuten Berührungen, aber die befremdende Tatsache blieb bestehen.

Es ist mir rätselhaft, wie diese Spiele so harmlos verlaufen konnten. Jedenfalls war ich von da ab der Liebling der beiden Mädchen, die sich darum stritten, mir nahe sein zu dürfen.

Ich weiß nicht mehr, wie lange diese Spiele an jenem Morgen dauerten; ich weiß auch nicht, was wir uns dabei dachten, aber wir müssen doch instinktiv eine Ungehörigkeit empfunden haben, da wir uns versteckten. Während wir von allen anderen Spielen daheim erzählten, verschwiegen wir diese, wie auf Verabredung.

Spät und erhitzt kamen wir an diesem Tage zu Tisch. Es war nicht gerade angenehm, im grauen Hause unpünktlich zum Essen zu kommen. . . .

Wir inszenierten jetzt öfter dieses Spiel. Es ist mir unbekannt, was uns Kinder dazu führte, und so sehr ich auch mein Gedächtnis anstrenge, so kann

ich mich doch keines Vorfalls erinnern, der mir diese frühen sexuellen Regungen bei den andern, ganz normalen Kindern erklärt.

Diese Spiele machten mich zuerst darauf aufmerksam, daß ein körperlicher Unterschied zwischen den kleinen Mädchen und mir bestand, aber ich konnte als Kind natürlich die Tragweite dieser Entdeckung nicht ganz erfassen und war stolz auf diesen vermeintlichen kleinen Vorzug, den meine kleinen Freundinnen so sehr bewunderten.

Ich räume dieser Episode deshalb einen so großen Platz ein, weil ich sie für doppelt interessant und nicht nur für meine Anlagen und Neigungen für bedeutungsvoll halte. Vor allem erzähle ich sie auch, um Eltern und Erzieher darauf aufmerksam zu machen, wie früh sich das Sexualempfinden in manchen Kindern regen kann.

* * *

In diese Zeit mag auch wohl der erste Streit gefallen sein, der meine Eltern wegen meiner weiteren Erziehung noch öfter entzweite. Man hat diesen

Kampf natürlich nicht in meiner Gegenwart geführt, und wenn man es auch getan hätte, würde ich ihn nicht verstanden und seine Bedeutung für mein ganzes Leben nicht begriffen haben.

Wohl habe ich noch irgendwo in meinem Gedächtnis ein schwaches Bild von einer Mittagsstunde, wo sich zwei Menschen über mein Bettchen beugten und erregt zusammen sprachen. Aus welcher Zeit diese Erinnerung stammt, weiß ich nicht. Auch nicht, ob sie mit jenem Streite meiner Eltern zusammenhängt; jedoch dürfte diese Annahme wohl berechtigt sein.

Meine Mutter empfand, daß sich mein Körper immer knabenhafter entwickle, und daß auch mein Gemüt mehr knabenhafte Züge zeigte, als solche, die den Mädchen charakteristisch sind. Ich war ein gesundes Kind, das am liebsten mit Jungen lärmende Spiele trieb. Das alles stimmte meine Mutter nachdenklich und veranlaßte sie, ihren Mann an sein Versprechen zu erinnern, einen tüchtigen Spezialarzt aufzusuchen.

Mein Vater scheute das Aufsehen; er verspottete Mutters Sorgen als übertrieben und meinte witzelnd, die äußerste Konsequenz würde sein, daß das Kind nicht heiraten könne — „na, und du wirst zugeben, daß das nicht das größte Unglück ist, das einen

Menschen treffen kann." Das gab meine Mutter wahrscheinlich zu, und damit war die Sache wieder auf längere Zeit für ihn erledigt.

* * *

Mein fünfter Geburtstag.

Kurze Zeit vorher hatten wir Besuch bekommen, der unsere kindliche Phantasie beschäftigte. Eine Cousine meines Vaters, deren Patenkind ich bin, war für einige Monate von Australien nach Deutschland gekommen, um ihre Familie wiederzusehen. Sie war uns eine sehr interessante Persönlichkeit, und durch die hübschen Geschenke, die sie uns mitgebracht hatte, war sie sehr in unserer Achtung gestiegen. — So kam mein Geburtstag heran, dem ich diesmal besonders gespannt entgegensah.

Um acht Uhr wurde ich geweckt. Der für mich gedeckte kleine Tisch stand im Schlafzimmer der Tante, die eine große Kinderfreundin war. Fünf Lichter brannten auf dem Kuchen, und blinzelnd ging ich darauf zu.

Da lag eine Puppe, so groß wie ich. D a s also war das wunderbar Schöne, was mir die Tante versprochen hatte? D a r a u f hatte ich mich so gefreut?

Ich hätte beinahe geweint, aber mein Blick fiel noch zur rechten Zeit auf ein Steckenpferd, das meine Tante, die meine Neigung erraten hatte, der Vollständigkeit wegen eingefügt hatte, wie sie sich bei Mama, die das nicht gerne sah, entschuldigte. Da erst war die Freude groß. Ohne zu danken, und ohne die Puppe zu beachten, galoppierte ich auf meinem stolzen Rosse davon und ließ alles andere verachtungsvoll liegen. Also damals schon habe ich kein Interesse für Mädchenspielzeug und eine ganz deutliche Neigung für die Spiele der Knaben gehabt.

Mittags gabs mein Leibgericht, wie immer an meinem Geburtstag. Während ich mich dem Genusse von Milchreis mit Himbeersauce hingab und diesen beiden Delikatessen meine ganze Aufmerksamkeit widmete, vervollständigte Papa meine Glückseligkeit, indem er mir die Erlaubnis erteilte, fortan ein Stückchen in unserem Garten nach eigenen Wünschen zu bewirtschaften. Das hatte ich mir schon lange gewünscht, weil Hilde auch ein eigenes Beet hatte. Aber die war ja dumm, die konnte nichts rechtes damit fangen, — na, ich wollte schon klüger sein.

Am andern Tage fing ich sofort mit der Gartenarbeit an. Ich grub und schaufelte und harkte und säuberte die Erde, und schließlich stand ich vor der großen Frage, was ich pflanzen sollte. Ich schwankte

sehr zwischen Radieschen und Blumen und trottete eifrig grübelnd die umgrenzten Gartenwege auf und ab. — Die Tür klirrte, und Hilde kam mit einem Körbchen voll Blumen. „Da, sieh mal, Nora, Mama hat mir diese Blumen abgeschnitten; die wollen wir auf dein Beet pflanzen." Sie wühlte eifrig Löcher in die Erde und drückte die Stiele fest. Eine Weile sah ich ihr zu, dann verlor ich die Geduld. „Nimm deine Blumen wieder weg, die wachsen ja doch nicht an," schrie ich ganz erbost und riß die armen Dinger wieder aus. Ich fühlte mich so erhaben über ihre Mädchendummheit, ihr so ganz und gar überlegen, daß ich mich damals unbewußt dem Mädchen gegenüber als Knabe gefühlt haben muß. Ich zog es vor, einstweilen Unkraut auf meinem Beete zu pflanzen, das Wurzeln trug und lustig fortwucherte.

Die Gartenarbeit war damals meine Lieblingsbeschäftigung. Zur Abwechslung ritten wir spazieren, Hilde, Leo und ich. Leo und ich hatten entschieden die schönsten Pferde, — solche mit wirklichem Zaumzeug, das an richtigen Köpfen saß. Die arme Hilde durfte den edlen Reitsport nur heimlich betreiben, da ihre Mutter fand, daß Steckenpferde kein eigentliches Mädchenspielzeug seien. So mußte sie sich mit einem Stocke begnügen, der sich zwischen unseren Rassetieren dürftig genug ausnahm, aber wir trotteten

doch sehr vergnügt unserer Wege. Es war eigentlich ein niedliches Genrebild, zwei Mädel auf Steckenpferden.

Ich weiß noch, daß uns manchmal nach dem Reiten ein merkwürdiges Gefühl beschlich, und ich bin heute geneigt, dieses fremde Gefühl für einen leichten Grad verfrühter sexueller Erregung zu halten. Um jenes Gefühl hervorzurufen, galoppierten wir wie toll auf unseren Stöcken herum.

Eltern und Erzieher sollten sich hüten, durch übelgewähltes Spielzeug solche verfrühten erotischen Gefühle in ihren Lieblingen hervorzurufen. Mit Schaukelpferden liegt die Sache ähnlich.

* * *

Bald trat ein großes Ereignis in mein Leben, das seine Schatten weit voraus warf. Der erste Schulbesuch. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich mich darauf gefreut hätte, denn die Geschwister, besonders mein Bruder, ein sehr begabter, aber fauler Schüler, hatten mir so viel Unangenehmes von der Schule erzählt, daß ich geneigt war, im Lehrer lediglich einen Bakelmeister zu sehen. Gelegentlich kleine Hinweise auf der Straße: „Siehst du, Stropp, da geht

dein zukünftiger Herr und Meister", verfehlten auch ihre Wirkung nicht, und ich begann den Lehrer zu hassen, ehe ich das Schulzimmer zum erstenmal von innen sah. Kinder fühlen ja immer mit ganzer Seele sowohl in ihrer Zuneigung, wie im Haß; — ich vergaß, daß ich eigentlich nur meinen Schultyrannen nicht leiden mochte, und übertrug dieses Gefühl mit unmotivierter Gründlichkeit gleich auf den gesamten Lehrkörper unserer Stadt.

Stropp war übrigens der mehr bezeichnende als wohlklingende Name, den mir meine Geschwister beigelegt hatten. Zuerst geschah das wohl nur scherzweise, aber nachdem ich einige Male deshalb in eine groteske Wut gekommen war, blieb er an mir haften.

Die Eltern versuchten, mir den Haß gegen die Schule auszureden, was ihnen aber nicht ganz gelang. Eines Tages nahm Papa mich an die Hand und ging mit mir zur Buchhandlung, um Tafel und Fibel zu kaufen.

Ich war zum erstenmal in einem Buchladen, und ein angenehmes Gruseln überlief mich, als ich viele Bücher sah. Papa kaufte mir eine Tafel mit Schwamm und Griffel, und nachdem wir noch eine Fibel erstanden hatten, zogen wir befriedigt ab. Diese Fibel war übrigens ein merkwürdiges Buch; gleich auf der

ersten Seite war ein Esel abgebildet. Mama lehrte mich die schwarzen Buchstaben, die darunter standen; ich malte dieselben eifrig nach und hatte es bald zu einer gewissen Fertigkeit gebracht. Es bereitete mir ein eigenartiges Vergnügen, das allerdings mehr eigen als artig war, das neue Wort auf kleine Zettel zu schreiben, und diese dann *den* Leuten zuzustecken, von denen ich wußte, daß ich es ungestraft bei ihnen wagen durfte.

Das unbehagliche Zwangsgefühl, das das Wort „Schule" bisher in mir hervorgerufen hatte, wich etwas zurück vor der angenehmen Aussicht, lesen zu lernen. Mein Bruder Hans las uns abends manchmal etwas aus dem Lederstrumpf vor, und die Cooperschen Erzählungen begeisterten mich derartig, daß ich für mindestens vierzehn Tage fest entschlossen war, heimlich fortzulaufen und Indianer zu werden. Ich war für diesen Plan ganz begeistert, aber Hans kühlte meine Sehnsucht tüchtig ab, denn als wir Pläne machten, wie wir uns drüben das Leben einrichten würden, teilte er mir ohne weiteres die Rolle seiner Squaw zu. Na, darüber war ich natürlich höchlichst erbost und versuchte, wo ich mit meinen Nägeln wohl etliche Teile seines Gesichts entfernen könne, das mir in jenem Augenblick gar nicht gefiel. Dieses Vorhaben war ihm augenscheinlich unangenehm; er wehrte

sich, und unsere Ausreißergelüste lösten sich auf in einer solennen Prügelei.

Meine Abscheu vor der Schule wurde zusehends dadurch verringert, daß ich hoffte, schnell lesen zu lernen und nicht mehr auf die Gnade meines Bruders angewiesen zu sein.

Ich glaube, es würde allen Eltern gelingen, dem Lehrer seine Arbeit zu erleichtern, wenn sie die Schule dem Kinde nicht als Bändigungsmittel hinstellten, sondern versuchten, ihm die Annehmlichkeiten derselben klar zu machen.

Bald nach Ostern begann unser Unterricht. Papa brachte mich an dem ersten Tage selber zur Schule; er kaufte unterwegs eine Tüte mit Zuckerwerk und lieferte dieselbe zugleich mit mir in der Schule ab. Ich wurde in ein großes Zimmer geführt, in welchem sich viele Kinder befanden, denen anscheinend ebenso unbehaglich zu Mute war, wie mir. Wir wurden aufgerufen und auf unsere Plätze verteilt; ein großer Mann in schwarzem Rock trat an ein Pult, und unsere erste Schulstunde begann. Wenn ich es mir heute überlege, glaube ich, daß unser Herr Präzeptor doch

wohl nicht das große Geisteslicht gewesen ist, für das wir ihn hielten. Er war eben frisch vom Seminar gekommen. Während der Lehrer uns nach unseren Namen fragte, sah ich mich im Schulzimmer um. Alles, was ich sah, erregte mein Mißfallen. Nein, hier würde ich sicherlich nicht lange bleiben. Ganz sicherlich nicht. Ob der Lehrer wohl sehr böse wurde, wenn ich ausriß? Ein blondes, kleines Mädchen, das ich noch nicht gesehen hatte, saß neben mir. Das Kind sah die dicken Tränen, die der Trotz mir abgerungen hatte, und sagte mit feinem Stimmchen: „Du mußt nicht weinen, sonst fürchte ich mich noch doller; komm, faß mich lieber an, mir ist so bange." Sie gab mir die Hand, und ich legte meine Finger um das kleine, braune Händchen. Das Bewußtsein, dieses kleine Ding, das mir so winzig erschien, schützen zu müssen, gab mir eine gewisse Sicherheit und verdrängte meine Furcht vor dem Neuen. —

So wäre denn mein erster Schultag wohl in Ruhe verlaufen, wenn dieser Lehrer nicht zum Schlusse einen argen Mißgriff im wahren Sinne des Wortes begangen hätte. Er übergab uns unser Zuckerwerk mit einer salbungsvollen Rede, in der er es als ein Bild des süßen Wissens hinstellte, das uns die Schule mit auf den Lebensweg gäbe. Die Rede war sicher gut, und ich glaube bestimmt, daß ich sie heute ver-

stehen würde; damals war mir das entschieden nicht möglich. Wir blickten viel gespannter auf seine Hände, die die Süßigkeiten verteilten, als nach dem Honig seines Mundes. Ich witterte plötzlich Unheil, und richtig, da gab er mir eine ganz kleine, erbärmliche Tüte. „Das ist meine Tüte gar nicht, gib mir die Tüte wieder!" brüllte ich erbost. Damit schloß mein erster Schultag, und die Leidenszeit begann. Drei Tage gab es Zuckerwerk, drei Tage gefiel es mir in der Schule. Am vierten entdeckte ich bereits, daß nichts auf Erden ewig währt, und am sechsten war mein Entschluß, auszureißen, gefaßt — und sofort ausgeführt. Ich fragte den Lehrer, ob ich einmal hinaus dürfte, und spornstreichs rannte ich davon.

Auf der Straße begegnete mir mein Vater. Ich beichtete ihm ganz offenherzig, und war sehr verwundert, als er mich kurz entschlossen wieder in der Schule ablieferte. Am gleichen Tage machte ich noch einen Versuch, zu verschwinden, und zwar in der Pause, aber einige Kinder hielten mich fest und riefen den Lehrer. Dieser sah ein, daß mir mit gewöhnlichen Mitteln nicht beizukommen war und kaufte mir deshalb einen Zuckerkringel für zwei Pfennig. Der Friede war wieder geschlossen.

Mit der goldenen Freiheit wars vorbei. Die meisten Spielgefährten, auch die gleichaltrigen, gingen noch nicht zur Schule; ich war das erste Kind aus unserm Kreise. Anfänglich freute mich diese Bevorzugung; als ich dann aber schreiben lernen mußte, hätte ich gerne meine ganze Würde hingegeben, um mir diese peinliche Prozedur zu ersparen. Ich konnte es absolut nicht begreifen, wie man einzelne Striche zu Buchstaben gestaltet, und auch die richtige Haltung der Feder, auf die unser Lehrer sehr viel Wert legte, vermochte ich lange nicht zu begreifen. Ich faßte einen heroischen Entschluß. Auf drei Finger kam es an; mit denen hält man die Feder. Und eine besonders wichtige Rolle schien der Zeigefinger zu spielen. Mit einem Anflug heroischer Größe säbelte ich in einem unbewachten Augenblick auf diesen armen Finger los. Ob das sehr weh tat, weiß ich nicht mehr. Aber der Schnitt muß wohl recht tief gewesen sein, denn die Narbe ist heute noch sichtbar. Nur irrte ich mich damals und schnitt mich in den — linken Finger, was ja ganz natürlich war, weil ich mit der rechten Hand das Messer führte.

Schließlich lernte ich auch schreiben. Mit allen anderen Fächern kam ich leichter vorwärts. Vom Wesen unseres Unterrichts weiß ich nicht mehr viel. Nur einer Szene, die mich sehr eifersüchtig machte,

erinnere ich mich noch. Erna, meine blonde Nachbarin vom ersten Tage, blieb auch ferner neben mir sitzen. Unser Lehrer hatte die Gewohnheit, die kleinen Mädchen, die ihm anvertraut waren, viel zu küssen. Er verteilte auch Apfelschnitte in den Unterrichtsstunden, und wenn eine Schülerin besonders aufmerksam gewesen, mußte sie ihm einen Kuß geben, und erhielt dafür eine Frucht. Erna war ein sehr hübsches Kind, und hatte wohl deshalb das besondere Vorrecht, ihm diese Schnitte, die er ihr mit den Lippen hinhielt, mit den Lippen vom Munde nehmen zu dürfen. Ich war deshalb eifersüchtig auf Herrn Meier. Wir verabscheuten seine Lippen und seine großen roten Hände. Mich trafen seine Gunstbezeugungen nur selten, was einen eigentümlichen Zwiespalt in mir hervorrief; ich fühlte mich zurückgesetzt und angewidert zugleich. Knaben werden meines Wissens nie in dieser Weise ausgezeichnet.

Wurde mir das Schreiben schwer, so wurde mir das Lesen um so leichter; ich brachte es schnell zu einer gewissen Fertigkeit. Auf den Wunsch meiner Mutter wurde ich fürs erste vom Handarbeitsunterricht dispensiert. Mein Verhältnis zu meinen Geschwistern wurde inniger; ich war nicht mehr der Wildfang, der sich zügelloser Freiheiten erfreuen durfte, sondern hatte gleich ihnen meine Pflichtarbeiten, die

wir meist alle gemeinsam in den Abendstunden erledigten. Für eine gewisse Zeit hatte die Schule mit ihrer Disziplin beruhigend auf mich gewirkt; ich fand Gefallen an den ruhigen Beschäftigungen und durfte sogar manchmal die Spiele meiner Schwestern teilen.

Wir hatten damals ein Dienstmädchen, dem ich besonders zugetan war. Marie wußte schöne Geschichten aus ihrer ländlichen Heimat zu erzählen und hatte mein Herz gewonnen, als sie mir eines Tages ein Kaninchen mitbrachte. Ich war überglücklich, durfte das Tier aber nicht behalten. Ich hatte schon Pläne gemacht, wie ich es füttern wollte, und hatte mir vorgenommen, mein Gärtchen, dessen bunte Blumen ich so über alles liebte, ganz mit Gras zu besäen. Doch leider war die Freude schnell zu Ende. Und auch die Freundschaft mit dem Mädchen erhielt bald einen Bruch. Als Marie mich eines Tages badete, tuschelte sie so viel mit dem neu eingetretenen Hausmädchen, daß ich ärgerlich wurde. Die beiden lachten unbändig miteinander, ließen mich im Wasser sitzen und redeten allerlei von mir, was ich nicht verstand, was aber offenbar nichts Gutes war. Das verdroß mich sehr, und meine Freundschaft erkaltete schnell.

Ich weiß heute noch nicht, wie meine Mutter die Dienstboten in mein Geheimnis einweihte und sie zur Verschwiegenheit veranlaßte. Denn mindestens

das Mädchen, das mich tagtäglich versorgte, mußte doch um die Sache wissen.

Die langen Winterabende gestalteten sich fortan recht gemütlich. Wenn wir unsere Schularbeiten erledigt hatten, setzten wir uns an den großen Spieltisch. Hans las vor; die beiden Schwestern nähten Puppenkleider, und ich baute bunte Kartenhäuser oder malte auf der Schiefertafel.

Eine Abendstimmung aus diesen Jahren fällt mir ein. Es war nach dem Abendbrot. Wir beschäftigten uns damit, aus dem illustrierten Preisbuch einer Berliner Firma Frauenfiguren auszuschneiden, mit denen wir nachher spielen wollten. Wir waren so vertieft, daß wir kein Wort sprachen; man hörte nur das Klirren der Scheren und das schwerfällige Ticken der alten Wanduhr. Manchmal krachte es im Ofen, wenn ein Holzscheit von den gierigen Flammen erfaßt wurde; oder das Feuer schlug höher empor und warf einen Augenblick flackernde rote Lichter auf Bilder und Spiegel. Der Flammenschein spiegelte sich auch in warmen Tönen auf den Flächen der altersbraunen Eichenmöbel.

Wir waren gewohnt, uns allein zu beschäftigen, und mußten uns unser Spielzeug selbst herstellen. Hans hatte von einem Onkel eine Laubsäge bekommen, die uns gute Dienste leistete, und die auf mich über-

ging, als mein Bruder älter wurde. Für mich war sie ein wirklicher Schatz. Zwar beschenkten mich die Eltern von Zeit zu Zeit mit einer Puppe, mit Kochgeschirr oder ähnlichen Mädchenspielzeugen; doch machte mir das keine Freude. Ich wollte richtige Knabenspielsachen haben, besonders als ich älter wurde, aber diese Wünsche wurden mir aus ökonomischen oder anderen Gründen abgeschlagen. Zum Teil war es auch wohl die Absicht, knabenhaftes Wesen dadurch von mir fern zu halten.

Jedenfalls war mir das damals sehr unangenehm, und die Laubsäge wurde meine beste Trösterin. Aus dem dünnen Holze alter Zigarrenkisten sägte ich Pferde und Wagen, Kühe und Federvieh, kurz alles, was zum Gutshofe gehört, und strich meine kleine Arche Noah dann farbig an. Ich verfügte nur über zwei Farben: einen Rotstift, den ich im Holzhof gefunden hatte, und ein Strück Kreide unbekannten Ursprungs. Die Tiere waren vielleicht nicht sehr schön; das tat aber nichts, ließ sich doch gut damit spielen. Und jene Stunden, in denen ich mir mein Spielzeug herstellte, waren oft noch schöner, als das Spiel selbst.

Ich sagte schon früher, daß unsere Eltern uns wenig Spielzeug gaben. Ich empfand das damals als Härte. Heute, in der gereiften Erkenntnis, die

mir die Jahre meines Leidens brachten, erkenne ich klar: wer an dem Spielzeug seiner Kinder sparen will, begeht eine verbrecherische Torheit. Passendes Spielzeug erscheint mir ein Kapital, das man in der eindrucksvollen Kinderseele niederlegt, damit es dort Zinsen trage. Kein Kind braucht kostbares Spielzeug; ich bin im Gegenteil geneigt, besonders für die Kleinen rohere Ausführung für besser als fein detaillierte zu halten, weil das kindliche Fassungsvermögen der früheren Jahre wohl imstande ist, einfache Striche, harte Linien im Bilde aufzunehmen, aber nicht feinere Malereien zu würdigen weiß. Aber wichtiger noch ist es, Kindern von leiblichen Fähigkeiten unfertiges Material zu geben und Anleitung, daraus selbst ihr Spielzeug zu formen. Es wird die Lust zum Schaffen in ihnen erweckt, zur Betätigung der ihnen innewohnenden Kraft. Das Kind wird zum Sehen, Beobachten und Gestalten angeregt, und wo etwa künstlerische Anlagen vorhanden sind, ist der Phantasie eine gesunde Sphäre eröffnet. Die Kleinen beim Herstellen der Spielsachen zu beobachten, ist für den Kinderforscher höchst interessant und lehrt ihn, Kinderseelen zu verstehen.

Ich habe in vielen Fällen die Beobachtung gemacht, daß sich die beiden Geschlechter in ihren Spielen meist klar unterscheiden. Da war auf dem Hofe eines

Nachbarn ein Lehmhaufen. Die Kinderschar spielte oft dort. Der Ton ließ sich gut formen. Und während die Mädchen Töpfe zu kneten versuchten oder sich einen Herd für ihre Puppen in grotesk-naiven Formen aus dem weichen Material herausarbeiteten, rollten die Knaben Kugeln und formten Tiere. Ich machte mir ebenso, wie die Jungens, Kugeln für die Zielschleuder, oder versuchte Menschen und Tiere zu bilden. Nun muß das Kind, das eine Kuh aus Holz sägen oder aus Ton formen will, sich das lebende Tier vorher genau ansehen. Außer dem Formensinn wird auch die Beobachtungsgabe geschärft, und der kindliche Künstler gewinnt ein festeres Verhältnis zur Natur. Jedes schaffende Kind ist in gewissem Sinne ein Künstler, ein werdender Mensch, der in seinem Einzelwerden den Werdegang des ganzen Menschengeschlechts illustriert. Es darf wohl behauptet werden, daß ein Kind, welches einen Tierkörper liebevoll und eifrig nachbilden will, ein lebendes Modell, und im übertragenen Sinne auch andere Lebewesen, vor Qualen hüten wird. Der in jedem Menschen ruhende Vernichtungstrieb, der im Kinde, das die Lüge der Mäßigung noch nicht kennen lernte, am regsten ist, wird durch dieses Streben und Selbsterschaffen auf ein vernünftiges Maß reduziert.

* * *

Allmählich lernte ich doch begreifen, daß die Schule und auch der Schulbesuch Annehmlichkeiten in sich birgt. Hans hatte bisher eine unausstehliche Tyrannei über mich ausgeübt; wenn er mir etwas vorlesen sollte, so kostete mich das immer meine besten Sachen, wie zum Beispiel die ersten Radieschen von meinem Beete, oder was seine Habgier sonst gerade reizen mochte. Jetzt war ich besser daran, weil ich diese, nach meinen damaligen Begriffen prachtvollen Indianerbücher selbst lesen konnte. Hochrot vor Eifer las ich mich durch all den Wust durch. Ich wurde bald ganz vom Lesefieber ergriffen. Im neunten Jahre las ich schon Romane aus der Gartenlaube, Geschichten von der Marlitt und ähnliche Sachen. Das hat mir aber nichts geschadet. Die Indianerbücher machten den tiefsten Eindruck auf mich. Die Schilderung des ungezwungenen, freien Lebens und der Heldentaten der edlen Rothäute zog mich sehr an, und Chin-chagook, die große Schlange, war der einzige Mann, dem ich jemals schwärmerische Gefühle zuwandte.

Heute denke ich anders über den Wert dieser Indianerbücher, als zu jenen Zeiten. Ich finde, daß wir ein Unrecht am nationalen Leben unseres Volkes begehen, wenn wir unseren Söhnen die Bücher in die Hand geben. Gerade in jenen Jahren leicht entflammter Begeisterung sollten wir ihnen d e u t s c h e

Bücher geben. Wir haben in Sage und Geschichte so manchen großen Mann, an deren Taten sie sich freuen und begeistern können. — Damals entzückten und begeisterten mich diese indianischen Helden so, daß sie mich unausgesetzt beschäftigten.

* * *

Wenn ich nicht im Gärtchen über einem dicken Buche saß, so spielte ich mit meinen beiden kleinen Freundinnen. Hilde, Lene und ich spielten noch immer getreulich miteinander. Wir hatten jene Spiele wohl endlich vergessen und gaben uns harmloseren Vergnügungen hin.

Es war wieder Frühling, und das Saisonspiel war Keiten schieben.*) Es war dies ein großes Vergnügen, weil man dabei auf der Erde kauerte, wobei man Hände und Kleider sehr beschmutzte. Mama sah es nicht gern, wenn ich mich daran beteiligte; ich glaubte, das Spiel sei ihr zu unsauber, während sie in Wirklichkeit andere Gründe dabei hatte, die ich erst später begreifen lernte.

An einem Frühlingsvorabend spielten wir auf der Straße Keiten. Der Spielplatz war gut gewählt,

*) Keiten schieben: mit Kugeln spielen.

denn Löcher gibts im Bergheimer Pflaster die schwere Menge, und das Gras war noch nicht so hoch, daß es die Kugeln im Rollen aufhielt. Ich hatte gerade ein vorteilhaftes Spiel gemacht und Lene drei dicke Glaskugeln abgewonnen, als ich aufsah und bemerkte, wie die beiden mich anstarrten, tuschelten und lachten. Sie zeigten auf mein Kleidchen, das sich im Eifer des Spiels verschoben hatte. Erschreckt und beschämt stand ich auf. Wir spielten an jenem Tage nicht weiter. Ich vergaß den Vorfall bald wieder; nur achtete ich jetzt beim Spiel mehr auf mein Kleid und — auf die Kleider der anderen.

* * *

Ich hatte das neunte Lebensjahr begonnen, als sich mein Uebergang aus der Vorbereitungsklasse zur höheren Töchterschule vollzog. Ich fand ihn natürlich und selbstverständlich bei einem Kinde meines Standes. Ich glaube, daß ich zu jener Zeit das Bewußtsein meiner körperlichen Verschiedenheit von den anderen kleinen Mädchen ganz verloren hatte oder aber die Bedeutung derselben nicht verstand.

Allein ich war noch kein halbes Jahr in der untersten Klasse der Töchterschule und hatte mich kaum in den neuen Kreis eingelebt, als das Leid, das ein

hartes Geschick mir auferlegt hatte, zum erstenmal bewußt auf mir lasten sollte.

Bisher war ich auf Wunsch meiner Mutter vom Handarbeitsunterricht dispensiert worden; jetzt mußte ich daran teilnehmen, weil er in dieser Schule obligat war. In diesen Stunden litt ich Höllenqualen. Beim Stricken konnten meine ungeschickten Finger die Nadel nicht halten, und meine Näherei war die schlechteste der ganzen Klasse, auch die unsauberste, weil sie immer wieder aufgetrennt werden mußte. Keine Uebung verlief ohne Tadel oder harte Strafen: „Du bist ja so ungeschickt, wie ein Junge," schalt mich die Lehrerin oft. Das machte mir alle von den Lehrerinnen vertretenen Fächer verhaßt, dahingegen interessierte mich der von den Lehrern erteilte wissenschaftliche Unterricht, bis mir ein Vorgang die ganze Schule verleidete.

Bisher war ich bei meinen Mitschülern immer beliebt gewesen; umsomehr wunderte es mich, daß die Kinder sich seit einiger Zeit von mir zurückzogen und ohne mich spielten. Ich begriff das gar nicht, bis der große Schlag eines Tages kam. Ich weiß es nur noch dunkel. Alle Tränen, die ich damals weinte, liegen zwischen mir und jener Zeit, vieles Leid und manche dunkle Stunde.

Ich will versuchen, zu erzählen, wie es damals

kam. Es war in einer Schulpause. Der Regen hielt uns in den Klassenzimmern zurück. Die Mädchen spielten irgend ein Singspiel; wenigstens ist es mir, als hafte mir der verlorene Klang eines Reimes noch im Ohre. Ich schloß schnell meine Bücher, um am Spiele teilzunehmen, aber keins der Mädchen sprach mit mir oder ließ mich in den Kreis. Ganz ängstlich fragte ich, aber niemand antwortete mir. Hilde sah verlegen zur Seite, endlich polterte Lene heraus: „Geh' doch weg, du ekliger Junge, du, wir wollen nicht mit Jungen spielen!" Ich verstand sie gar nicht.— „Du bist ein richtiger Junge, das wissen wir ganz genau, und Fräulein Stieler sagt's auch, und deshalb kannst du ja nicht stricken. Geh' doch weg und spiel mit Jungens!"

Das traf mich. Ich wußte nicht, woher die Mädchen ihre Weisheit hatten. Ob Hilde und Lene von jenen alten, vergessenen Spielen erzählt hatten, oder von dem Nachmittag, an dem wir spielend auf der Straße kauerten?

Das alles ging mir blitzschnell durch den Kopf, und ich fühlte dunkel, daß es ein großes Unglück für mich sein würde, wenn es mir nicht gelänge, die Mädchen von ihrer Meinung abzubringen.

Ich wußte nichts zu sagen, so sehr ich auch grübelte. Aber ich tobte und schrie und suchte die Mädchen

zu überzeugen, daß ich ganz gewiß auch ein Mädchen sei. Ich wollte gerade die Röckchen losbinden, als der Lehrer ins Zimmer trat. Das endete wohl den Streit dieses Tages, aber nicht das Leid, das von nun an auf mir lastete. Am Abend, als ich allein in meinem Kämmerchen war, besah ich meinen Körper. Das war ja gar nicht wahr! Ich war ja gar kein Junge! Mama nannte mich doch ihr kleines Mädel und hatte dabei Tränen in den Augen, und wenn die Mamas Tränen in den Augen haben, dann sagen sie sicher die ganze Wahrheit, das wußte ich. Nein, ich, ich war ganz bestimmt ein Mädchen; darum war ich ja so oft schon traurig gewesen, daß ich mir die Kleider zerriß, wenn ich auf einen Baum klettern wollte. Aber trotz all dieser Argumente konnte ich an diesem Abend nicht einschlafen, sondern lag lange wach und dachte lange angestrengt nach. Die Erziehung als Mädchen, das Rufen mit einem Mädchennamen hatte wie eine Suggestion auf mich gewirkt. Ich hatte die Spiele wohl längst vergessen, oder maß jenen Unterschieden keine Wichtigkeit bei und war fest überzeugt, ich sei ein Mädchen, nur ein wenig anders, als die meisten, was mir gar nicht verwunderlich erschien. War ich doch auch im Wesen so anders, als sie alle, warum sollte ich es da nicht auch körperlich sein? Fast war ich wieder beruhigt,

— da auf einmal kam mir ganz traumhaft das Bewußtsein — ja die andern da unten — die waren ja aber doch ganz anders wie ich! Und ein namenloser Schrecken erfaßte mich. Ich beschloß, mich am andern Morgen gleich an meine Mutter zu wenden.

Aber als der Morgen kam und ich die verhängnisvolle Frage stellen sollte, fürchtete ich mich vor den großen Augen meiner Mutter, in denen ich einen Vorwurf zu sehen meinte, und das, was ich ihr sagen wollte, blieb unausgesprochen. Auf dem Wege zur Schule zitterte die Angst in mir, und ganz verzweifelt trat ich ein. Ich wurde gleich wieder mit denselben Rufen wie gestern begrüßt, und ich ward noch trauriger als am Tage zuvor. Der Beginn des Unterrichts brachte mir immer eine Erlösung, die Freistunde erneute Qual.

So ging in arger Bedrängnis das Jahr zu Ende. Mir war so entsetzlich bange vor der Schule. Zu Hause saß ich verstört in meinem Winkel und grübelte. Ja, ein Junge war ich wirklich, das schien mir jetzt ganz gewiß. Aber weshalb gab man mir einen Mädchennamen? Warum durfte mein Bruder Hans sich seines Lebens freuen, und ich nicht? Ich sann und sann und vermochte doch nicht des Rätsels Lösung zu ergründen. Da las ich zufällig die Geschichte des Achilles, dem seine Mutter Weiberkleider gab. In

fiebernder Aufregung las ich die Sage zu Ende! — Ich jubelte! — Ich war erlöst. Und ein plötzlich erwachender Hochmut wappnete mich gegen die Sticheleien der Kameradinnen. Ja, so war es, so mußte es sein: ich war ein Königssohn, der fern von seinen Eltern erzogen wurde. Ich schwankte nur noch zwischen der Annahme, ob ich ein geraubter Prinz sei, oder ob meine königlichen Eltern mich absichtlich in die Fremde gesandt hatten, um mich bei braven Bürgersleuten erziehen zu lassen.

So hatte ich mit zehn Jahren jedes Empfinden für die Wirklichkeit verloren. Die Mädels stießen mich fort und ich zog mich ganz in mich selbst zurück. Mit einem Buch hockte ich meist in irgend einem Winkel. Von irgendwo hatte ich ein interessantes Buch erhalten: Sagen aus dem Altertum. Das gab meinen Träumen neue Nahrung. Da stand es doch: Achilles wuchs in Mädchenkleidern auf und Oedipus wurde von den Eltern ins Gebirge geschickt — nun, das war doch dasselbe. . . .

So lebte ich, auf meine Bücher angewiesen und die Jugendspiele entbehrend, in einer eigenen Welt. Die Qual, in der Schulstunde neben meinen Peinigerinnen sitzen zu müssen, war das einzige, was mich in der Wirklichkeit erhielt.

Ich denke da an die Sommerabende. Die Eltern

saßen vor der Haustür am Holzhof. Vom Spielplatz tönten die Stimmen der Geschwister; der Abendwind bringt den Harzduft frisch geschlagener Tannenbäume. In lautloser, gespenstischer Eile haschen Fledermäuse nach ihrer Beute. Ich sitze bei den Eltern auf der Bank, bis das Plätschern des Brunnens, der im lichten Halbdunkel des Sommerabends liegt, mein Ohr berührt. Und ich bin doch der Königssohn. . . . Der alte, biedere Brunnen ist eine herrliche Heilquelle geworden; ich trinke den ersten Schluck und übergebe das Wasser meinen getreuen Bürgern von Bergheim. Das Klirren des Glases, das auf dem Steinboden zerbrach, weckte mich und leider auch Mama. . . .

Meine Gedanken beschäftigten sich viel mit dem Brunnen. Als ich einmal für eine Unart bestraft worden war, träumte ich von der Zeit, wenn ich erst König sein würde. Dann wollte ich die Wasserleitung verschließen und alle Bergheimer verdursten lassen. — Selbstredend kann ein Prinz nicht zu Fuß gehen, deshalb ritt ich auch täglich auf arabischen Rossen durch die Stadt. Diese Araber sind wild und bäumen sich; so hatte ich oft Mühe, das wilde Tier zu bändigen. Die Erwachsenen sahen das mit ihren müden, dummen Augen nicht und schüttelten den Kopf, wenn sie mich springen sahen. Tante Liese schalt mich oft aus oder klopfte ans Fenster, wenn ich an ihrem Hause vorbei-

kam, und sagte oft zu meiner Mutter, wenn ich doch ein einziges Mal so sittsam gehen möchte, wie andere kleine Mädchen.

Doch im ganzen ging ich nicht viel auf die Straße; ich saß meist still mit einem Buch im Garten oder spielte mit den Spielsachen, die ich mir selber anfertigte. Meine Eltern wunderten sich, was aus dem vordem viel zu wilden Mädel plötzlich einen ernsten Stubenhocker gemacht hatte. Aber ihnen sagen, was die Mädchen zu mir gesagt hatten? — Ich hätte es nicht vermocht. Wir waren uns alle innerlich fremd. Meine Mutter trug schwer an mancherlei Sorgen, Vater dachte mit dem Egoismus aller Kranken nur an sich selbst.

Der grüblerische Ernst und die unnatürliche Ruhe konnten bei meiner Wildheit aber doch nicht immer vorhalten, und ich litt unter meiner Vereinsamung. Die Mädchen hatten sich mir allerdings gründlich verhaßt gemacht. Ich versuchte, mich den Knaben zu nähern, aber das war sehr schwer. Schließlich spielte ich aber doch manchmal mit Hans und Leo, den Söhnen eines Kaufmanns, mit dem Papa befreundet war. Es war nicht so leicht, von den Jungen für voll genommen zu werden. Sie sahen mich zuerst immer über die Achsel an, und ich zergrübelte mir den Kopf nach einer heroischen Tat, die ihnen meinen

Mut beweisen sollte. Sie hatten mir immer gesagt, Mädchen seien feige; deshalb sollte kein ordentlicher Junge mit einem Mädchen spielen. Ich war aber nicht feige und wollte es ihnen zeigen. Als wir eines Tages wieder beisammen waren, nahm ich ein Blatt Papier, ballte es zusammen und zündete es an. Ich hielt es in der Hand, bis es ausgebrannt war, und schrie nicht, obwohl ich vor Schmerz zitterte. Meine Hand war über und über verbrannt. Dann forderte ich die Jungen auf, es mir nachzutun, aber keiner der beiden hatte den Mut dazu; sie rissen beide bei dieser Feuerprobe aus. Durch diesen Mut hatte ich mir endlich ihr Vertrauen erobert. Ich war glücklich darüber und hätte mir die zweite Hand auch noch verbrannt, aber Hans, als der älteste, litt es nicht. Es fanden sich bald noch mehr Jungen bei unseren Spielen ein. Der wildeste von allen Spielkameraden war ich. Häufig gingen wir in den Wald, einer las Indianergeschichten vor und die anderen lagerten sich im Kreise um ihn. Wir lebten diese Erzählungen aus unseren Büchern selber durch und legten uns die Namen der Persönlichkeiten bei, die uns besonders gefielen. Ich war Chin-cha-gook. Wir saßen an unsichtbaren Lagerfeuern, an Reisighaufen, die natürlich nicht angezündet wurden, und rauchten ebenso unsichtbare Friedenspfeifen, zogen die Stiefel aus und

durchschlichen barfüßig den Wald, um den feindlichen Irokesen keine Spuren zu hinterlassen. Wir krochen auf dem Bauche an das feindliche Lager heran, wie Chin-cha-gook und Unkas, der flinke Hirsch, es taten, was nicht immer gerade unseren Kleidern zum Nutzen und wohl unseren Eltern in den seltensten Fällen zur Freude diente. Wir hatten uns Waffen aus Holz geschnitzt. Auf rätselhafte Weise hatte Wally, die Puppe meiner ältesten Schwester, eines Tages ihre echte Haarperücke verloren, und ebenso rätselhaft war ein Hackmesser verloren gegangen, das Mutters Küche schon seit Jahren zierte. Dieses Ding, und noch einige andere mehr fanden sich im Walde an meinem Gürtel wieder, und ich wurde um den „wirklichen" Skalp und das blanke Tomahawk nicht wenig beneidet.

Hier bei den Knaben fühlte ich mich in meinem Elemente und galt trotz meiner Mädchenkleidung als vollberechtigter, gleichwertiger Kamerad.

Einst hatten wir bei einer Irokesenverfolgung einen breiten Fluß zu überschwimmen. Der Strom, der vielleicht zwei Meter breit und mindestens vierzig Zentimeter tief war, führte bei uns den stolzen Namen des St. Lorenzo, und da weiter hinten, da, wo die roten Dächer blinkten, lag Montreal. Der große Chin-cha-gook zog seine Schuhe aus und wollte den Bach durchwaten. Neben ihm natürlich der junge Unkas. Alles

wäre gut gegangen, da verliert dieser Unglückliche das Gleichgewicht, und wir purzeln beide ins Wasser. Pudelnaß kamen wir ans Ufer Wir zogen uns aus und legten unsere Kleider zum Trocknen in die Sonne. Keiner der Jungen fand etwas besonderes an mir, und ich war glücklich darüber.

Die Eltern hätten von dem Vorfall wohl gar nichts erfahren, wenn ich nicht im Eifer des Spiels mein Jagdhemd mit dem des jungen Unkas vertauscht hätte. So war das Mädchen abends nicht wenig erstaunt, als es mich entkleidete.

Dieses in seinen Folgen für mich unangenehme Abenteuer und die Seeräubergeschichten, die zu dieser Zeit besonders viel gelesen wurden, lenkten unsere Aufmerksamkeit auf Wasserspiele. Wir schnitzten uns Schiffchen, die wir im alten Wallgraben schwimmen ließen, und kamen endlich auf die Idee, Schiffsleute zu spielen. Das war entschieden ein feiner Gedanke! Die Chargen wurden verteilt, es gab einen Kapitän, einen Deckoffizier, Seekadetten, zwei Steuerleute, auch ein Stewart fehlte nicht — kurz, es war alles da, nur ist mir nicht erinnerlich, ob wir auch Matrosen hatten.

Unsere Zukunft lag aber nicht auf dem Wasser, sondern auf dem Holzhof. Wir hatten da ein Segelschiff, die hohen Tannenbäume, die uns gut-

mütige Arbeiter aufrichteten, waren die Maste, an denen ich meine Mannschaft oft in die Höhe schickte, um auszulugen, ob nicht etwa ein Kriegsschiff käme; denn wir waren Seeräuber.

Ja, wir waren die Bemannung eines Räuberschiffes, genannt „Der rote Falke", das auch gelegentlich Sklaven lud. Unser Steuermann Leo ging mit dem armen Gesindel sehr grausam um. Er zerschlug den Schwarzen Arme und Beine; manchmal köpfte er sogar einen. Wenn er es allzu arg getrieben hatte, dann bekam ich nachher Prügel von meiner Mutter, die uns ihre Schwarzen ganz gerne zum Spielen, aber nicht zum Zerstören überließ. „Was soll ich kochen, wenn ihr mir alles zertrampelt?" Denn diese Schwarzen, von denen wir behaupteten, sie seien wilde Neger, waren harmlose Kohlköpfe.

Durch irgend einen Staatsstreich hatte ich mich zum Kapitän des „Roten Falken" aufgeschwungen. Ich hielt meine Mannschaft in strenger Disziplin und war von den Meuterern wegen meiner Schneidigkeit gefürchtet.

Im freien Treiben dieser wilden Spiele vergaß ich die Leiden der Schulstunden für den Rest des Tages, bis mich am nächsten Morgen beim Gang zur Schule von neuem die Angst befiel.

Der Zufall zeigte mir eine Szene aus dem Leben

der Tiere, die mich sehr ergriff und für längere Zeit meine Gedanken beschäftigte. An den niedrigen Dächern der alten Lagerhäuser, die unseren Hof im Viereck umgaben, klebten zahllose Schwalbennester. Ich verbrachte viele Stunden damit, den graziösen Tierchen zuzusehen. Im Sommer lag ich gern träumend im Grase und sah den Schwalben nach, die mit lautem Schreien die Luft durchkreuzten. Auch im Winter waren uns die Nester interessant, wenn die frechen Sperlinge sich darin breit machten und sichs im fremden Haus wohl sein ließen. Am schönsten wars im Frühling, wenn die Schwalben wiederkamen und mit frohem Zwitschern ihre alten Nester suchten. Eines Tages zeigte mir meine Schwester eine Schwalbenschar, die geschäftig und mit lautem Zwitschern ein einzelnes Nest umflogen. Dabei erzählte sie mir, daß die Schwalben mit den Sperlingen kämpfen und den Graurock, der nicht freiwillig aus seiner Winterbehausung weicht, lebendig in dieselbe einmauern.

Da erfaßte mich ein unbeschreibliches Grauen, und zum ersten Male fühlte ich die Tragik des Daseinskampfes mich durchzittern. Seit dieser Zeit hasse ich die Schwalben und habe für die frechen Gassenjungen, die Spatzen, eine kameradschaftliche Zuneigung. Ich fühlte eine gewisse Aehnlichkeit in unserem Schicksal: — sie wurden von den Schwalben

verjagt und ich von den Mädchen aus dem Kreise gestoßen. Ich dachte oft darüber nach.

Von allen Märchen, die ich las, gefiel mir die Geschichte vom grauen Entlein am besten. Es war mir, als hätte Andersens Märchen geheime Beziehungen zu meiner Person; ich hegte die sichere Hoffnung auf irgend ein unbestimmtes Glück, das mir das Leben noch schuldig war.

In jener Zeit ereignete sich eine heitere Episode, die leider ein tragisches Ende nahm. Wir hatten gesehen, daß mein Bruder rauchte. Es schien mir wundervoll, Feuer schlucken zu können, und da wir immer noch viele Indianerspiele veranstalteten, so war es eigentlich im Interesse einer realistischen Darstellung unerläßlich, die Friedenspfeife von Mund zu Mund wandern zu lassen. Wir blickten neidisch zu Hans und seinen Freunden empor, die einen Rauchklub gegründet hatten. Unseren Eltern machte dieser denkwürdige Klub wenig Freude. Sie vermochten sich das bleiche, verstörte Aussehen ihres Sohnes nicht zu erklären, das periodisch zu bestimmten Stunden, und zwar besonders gegen Abend, wiederkehrte.

In uns regte sich der Neid, aber guter Rat war

teuer, und die Zigaretten, auf die sich unsere Sehnsucht richtete, ebenfalls. Wir versuchten es mit Rohrstöckchen, die wir von einem invaliden Ausklopfer abschnitten, anzündeten, und aus denen wir beim Ziehen wirklichen Rauch in den Mund bekamen.

Wir probierten unsere neue Erfindung an einem Nachmittage, als Mutter spazieren und Papa im Bureau war, in unserem Speisezimmer. Als Mama zurückkam, fragte sie die Sofie, ob sie etwa Lumpen oder Haare verbrannt hätte. Das Mädchen protestierte gegen diese Vermutung, verriet uns jedoch nicht, gab uns aber den guten Rat, unsere Schwelgereien in Zukunft doch lieber ins Freie zu verlegen.

An diesem Abend konnte ich gar nicht recht essen, und die Eltern überlegten, ob nicht am Ende eine epidemische Kinderkrankheit in Bergheim herrsche. Am nächsten Tage zogen wir ins Freie. Unsere brennenden Stöcklein im Munde, krächzend und uns vor inneren Qualen windend, wanderten wir zwischen hohen Heckenwegen, die uns unberufenen Blicken entzogen. Dies war aber keineswegs ein fröhlicher Marsch. — Von Zeit zu Zeit blieb der eine oder andere zurück, bezwungen von einem unwiderstehlichen Bedürfnis nach — Einsamkeit. An einer Wegekreuzung prallten wir mit einem Mann zusammen, der hell auflachte, als er unsere bestürzten Gesichter

sah. „Onkel Richard" war's, nicht etwa mein spezieller Onkel, sondern der aller Kinder in Bergheim.

Er klärte uns darüber auf, daß dieses doch nicht das wahre Rauchen sei; dazu müsse man eine Pfeife haben. Er schenkte uns auch gleich seine alte Mutz, die er gerade bei sich hatte. Auch eine gute Tabakmischung konnte er uns empfehlen. „Ihr müßt euch Kartoffelkraut trocknen, und das halb und halb mit Kastanienlaub mischen, dann habt ihr 'ne famose Sorte," riet er uns hilfsbereit.

Nach einigen Tagen war dieser Tabak fertig. Meine Kameraden hatten sich Pfeifen gekauft, ich hatte mich stolz mit der ererbten Mutz bewaffnet. Wir kletterten auf einen Boden und suchten uns den allerentlegensten aus, weil wir uns da am sichersten fühlen konnten. Nachdem wir zur erhöhten Sicherheit die Leiter hochgezogen hatten, pafften wir los. Der Qualm drang durch das niedrige morsche Dach und stieg lustig in die klare Sommerluft.

Nicht lange hatten wir uns dem Genusse hingegeben, da wurde uns plötzlich ganz elend zu Mute. Ja. Sehr elend sogar. Aber keiner hätte seine Pfeife weggeworfen — Gott bewahre! Wir stierten vor uns hin und qualmten. Eine uns unerklärliche traumhafte Schwere haftete auf uns, aus der wir plötzlich

emporgerüttelt wurden. Was war das? Rief da nicht jemand Feuer. Es schien Papas Stimme zu sein. Wir stürzten an die Luke, stiegen auf der eiligst niedergelassenen Leiter hinab und standen unseren Leuten gegenüber. Denn als Papa die Rauchwölkchen aus dem Dache des alten Schuppens aufsteigen sah, glaubte er, daß die Holzvorräte sich entzündet hätten und hatte deshalb die Arbeiter zusammen gerufen. Seine Stimmung verbesserte sich nicht gerade, als er in uns die Urheber seines Schreckens sah, und der Empfang, der uns nun zuteil wurde, war entschieden unangenehm. Infolge dieses Abenteuers wurde mir der Umgang mit Knaben fortan verboten. Aber heimlich kam ich doch viel mit den Jungen zusammen, da ich mich nun einmal zu ihnen gehörig fühlte.

Die Mädchen schienen den Vorgang, der mich so gekränkt hatte, allmählich vergessen zu haben, und nur manchmal rief mir die eine oder andere ein häßliches Wort zu. Uebrigens riefen auch die Gassenjungen mir Norbert nach. Alle Kinder wußten, daß es mit mir eine besondere Bewandtnis hatte. Ob auch Erwachsene davon wußten, kann ich nicht sagen. Meine Eltern beharrten in der Rolle des Schweigens. Leider! — Und doch hätte ein einziges aufklärendes Wort mich erlösen können. Ich kann nicht begreifen, daß sie dieses Wort unausgesprochen

ließen! Nach meiner Auffassung hätten sich meine Eltern doch doppelt mühen müssen, mir freundschaftlich nahe zu treten. Aber man ließ mich allein!

Möglich, daß meine Eltern nicht ahnten, wie allgemein bekannt meine Eigenart den Kindern war. Es gibt ja unter den Kindern eine Art Freimaurerei; so kann im Kinderland ein Wort lange von allen gekannt sein, ehe die Großen etwas erfahren. Besonders was sie sich heimlich über geschlechtliche Dinge erzählen, wird begreiflicherweise vor Erwachsenen nie erwähnt.

Die Mädchen ließen mich jetzt manchmal wieder mitspielen. Schule spielen war unser Hauptvergnügen. Sommer war's, und wieder diente die alte Holunderlaube als Spielplatz. Wir saßen alle auf der Bank oder hockten im Sande. Nur ein Mädchen, das den Lehrer vorstellte, stand mit einem dünnen Stöckchen mitten im Raume. Er fragte, man gab absichtlich falsche Antworten, und dann rief der Lehrer die dumme Schülerin heran und ging mit ihr in einen Winkel, wo er ihr das Kleidchen aufhob und sie schlug.

Ich war gerne Lehrer bei diesem Spiele, hatte aber eine heillose Angst, mich den Augen der andern preiszugeben. Deshalb gab ich immer richtige Antworten, obwohl das gar nicht galt, denn das Hauptvergnügen bestand ja nicht im Schule spielen,

sondern im Prügeln. Ich zitterte immer vor Angst, als Junge erkannt und weggeschickt zu werden.

Daß ich mich unter diesen Umständen bei den Mädchen nicht besonders wohl fühlte, ist begreiflich. Ich versuchte es immer wieder, die Mädchen von diesem Spiel abzuziehen und sie mit meinen wilden Knabenspielen zu befreunden. Manchmal gelang es mir. Wir spielten wilde Laufspiele, bis sie uns von den Lehrern verboten wurden. Mein Einfluß, oder vielmehr mein Beispiel wirkte verwildernd auf die andern ein. Wenn Erna, meine Freundin vom Nachbarhause, und ich uns besuchten, benutzten wir nie das Tor, das die Grundstücke unserer Eltern verband, sondern kletterten über die Grenzmauer.

Zuweilen ging ein phantastischer Zug, der meinen Träumen entsprang, durch unsere Spiele. Da hatte ich irgendeine Erzählung gelesen, die von einem Jungen handelte, dessen Vater ein vornehmer Indier war. Der Knabe wurde in Deutschland erzogen und ging als Jüngling in sein Geburtsland, um das Erbe seines Vaters anzutreten. Dort zähmte er sich eine Tigerin. Das machte einen tiefen Eindruck auf mich; ich fand, daß das Fell des Tigers, der auf den grellbunten Bildern des Buches immer neben seinem Herrn abgebildet war, einer Reisedecke glich, mit der Papa sich bei seinem Mittagsschlaf zuzudecken pflegte. Ich

liebte es, diese Decke vor mir auszubreiten und davon zu träumen, wie ich mir das Tier gewöhnen wollte. Diese Träumereien verbarg ich vor allen Erwachsenen und sprach auch mit meinen Gespielinnen nicht davon; nur manchmal schillerten diese bunten Traumbilder in unsere Spiele, die ich meistens anführte.

Bald hatte ich mich so lebhaft in jene Spiele eingelebt, daß ich auf dem einen Boden schon den Käfig für das Tier gefunden hatte. Lotti Krumane stand mir damals ganz besonders nahe, ein Blondköpfchen mit etwas dummem Gesichtsausdruck. Ihr zeigte ich meinen Schatz und auch den Käfig, einen verlassenen Hühnerstall. Sie half mir bereitwilligst beim Futtersuchen, denn solch wildes Tier fraß ja sehr viel.

Nun, Futter gab's in ausreichender Menge, das blutdürstige Tier bekam nämlich — Preßheu, das wir im Pferdestall stahlen. Meiner kleinen Gefährtin habe ich durch den Mut, meine Hand ganz ruhig in den Käfig dieses wilden Tieres zu stecken, mächtig imponiert. Außerdem empfanden wir ein angenehmes Gruseln, wenn wir die kleine Leiter hinaufkletterten und jeden Augenblick fürchten mußten, daß das Tigertier sich auf uns stürzen könne.

* * *

Trotzdem ich bei den Handarbeiten in der Schule außerordentlich ungeschickt war, besaß ich doch bemerkenswerte Fähigkeiten und viel Interesse für das Handwerk. Ich konnte stundenlang neben unserem Flickschuster sitzen und ihm zusehen, wenn ich ihm gerade ein Paar Stiefel gebracht hatte.

Mittels eines Drahtes hatte ich zwischen Ernas Fenster und dem meinen eine Verbindung hergerichtet, um unsere wichtige Korrespondenz daran zu befördern. Es geschah dieses mittels zweier leerer Blechkästchen, die wir an Bindfaden hin und her zogen. Zwar sahen wir uns etwa zehnmal am Tage; doch war es immerhin ganz reizend, durch solche Privatpost, wie wir stolz unser Telephon nannten, verbunden zu sein. Wir freuten uns lange daran, bis eines Tages Leo auf den sinnreichen Gedanken kam, einer Kröte die Füße zusammenzubinden und diese dann in das Kästchen zu setzen, aus welchem Erna ihre Briefe nahm. Wir versteckten uns und sahen bald, wie Erna die Büchse zu sich heranzog, sichtlich erfreut über deren ungewohnte Schwere. Aber als sie hineinsehen wollte, sprang ihr ein großer Frosch entgegen. Der Schabernack war um so boshafter, da wir wußten, daß Erna eine geradezu nervöse Angst vor Fröschen hatte.

Da war ich resoluter, jungenhafter; ich hatte

einmal 136 Stück jener kleinen grauen Landfrösche gesammelt, die im Sommer nach jedem Regen die Pfützen beleben. Ich verwahrte diesen Schatz unter frischen Blättern in einer Zigarrenkiste und wurde nur von Leo übertroffen, der eines Tages seine Menagerie sogar auf 159 gebracht hatte. Erna hatte unseren Schatz einmal ekelhafte Padden genannt, und um uns dafür zu rächen, opferten wir ihr auf diese Art das größte Prachtstück unserer Sammlung.

Diese Froschgeschichte, die an und für sich ziemlich nebensächlich ist, führe ich hier an, weil sie mir zur Beurteilung meiner Anlagen bemerkenswert erscheint. Diese Richtung des Spieltriebes wäre für ein Mädchen so ungewöhnlich gewesen, daß meine Eltern an solchen Zügen sicher mein Geschlecht erkennen mußten, wenn sie nur wollten, — ganz abgesehen von meinem Körperbau. Aber sie *wollten* nun einmal nicht sehen!

Die von mir mit großem Eifer geübte Beschäftigung des Fallenstellens war ebenfalls sehr unweiblich. Ich glaube kaum, daß ein echtes Mädchen auf einen Baum klettern würde, um einen Vogel zu fangen, oder Fallen aufstellt, wie ich es tat.

Bei den lustigen Knabenstreichen, die meine Spielkameraden ausführten, war ich meistens der Anstifter,

wenn ich auch als höhere Tochter mich nicht an der Ausführung der Pläne beteiligen durfte.

* * *

Kurz vor meinem zwölften Jahre trat ein großes Erschrecken in mein Leben. Mitten im Sommer, ohne daß eine Erkältung vorangegangen wäre, wurde ich heiser. Meine Stimme verlor ihren Klang und hatte keine Festigkeit; vom höchsten Diskant schwankte sie zum tiefsten Baß herab. Die Leute fanden das drollig, ich aber war sehr beunruhigt.

Durch einen Zufall las ich in einem Buche, daß Schwindsüchtige öfters heiser sind. Nun wußte ich, was mir fehlte, und glaubte in meiner lebhaften Einbildung alle Symptome zu empfinden, die jenes Buch aufzählte. Ich hustete, hatte Rückenschmerzen, und sogar unsere lieben wilden Spiele machten mir Beschwerden. Das war gewiß die Schwindsucht, und ich fühlte, daß ich sterben müsse. Diese Gedanken trübten meine kindliche Lebensfreude. Nun mußte ich bald sterben und unser graues Haus verlassen, den lieben Holzhof, die stillen, sonnigen Straßen meiner Stadt und alles, was ich liebte. . . .

Noch heute fühle ich die Wehmut in mir erzittern, die damals über mein ganzes Leben ausgegossen war, diese Traurigkeit, die mein Sein völlig beherrschte.

Das graue Haus erschien mir lieb und freundlich, wenn ich bedachte, wie bald ich es verlassen würde. Ich wühlte in meinem Leben, und als sich durch irgend etwas der Gedanke, das Ende müsse noch vor dem Herbste kommen, in mir festgesetzt hatte, ging ich wehmütig abschiednehmend durch unser Haus und hinüber in den Hof. Mit müden Händen streichelte ich die alten Mauern des Hauses, die mir auf einmal lieb und vertraut vorkamen. Am liebsten saß ich an den langen Sommerabenden, wenn alles ruhte, einsam im Hofe. Im schwindenden Tageslichte warfen die Gegenstände keine Schatten mehr, die Linien wurden undeutlich und verschwommen, nur dort, wo der Mond hinschien, gab es helleres Licht und tiefere Schatten. Ein Knistern ging leise durch welkendes Laub, und wenn ein stärkerer Luftzug kam, schlugen die hochgestellten, dünnen Dielen leicht gegeneinander. Durch das Gartengitter leuchtete hie und da eine Rose wie ein roter Stern; der Efeu hing nachtschwarz über den Eisenstäben. Die letzten Vögel suchten müde ihre Nester, nur Fledermäuse kamen von den alten Dächern und zogen dunkle Kreise in der Luft.

Da saß ich gerne im Winkel des Hofes am Boden, den Kopf in verlorenem Sinnen an einen Baum gelehnt. In der schattenhaft umgrenzten Welt des

Hofes lag eine Größe, die meinen kleinen, hochmütigen Kindertraum vom Königssohne leise von mir löste.

Es war ganz still, nur ein Krötenschrei hallte hin und wieder durch die Luft. Der Brunnen plätscherte verträumt in die stillen Lieder der Nacht. Wir sind eins, rauschte der Brunnen, klapperten die windgeschüttelten Bretter und rauschte und knisterte das welkende Laub. In dieser einsamen Traurigkeit wurden meine Todesgedanken immer stärker und bestimmter, und lange, wenn ich schon im Bett lag, weinte ich in heißem Mitleid mit mir selbst.

Seit Tagen ging ich in den Wald und grüßte die Stellen, die unsre frohen Indianerspiele gesehen hatten; ging über den Hof und durch das Haus und dachte des Scheidens von meiner Heimat. Ueber mein Wesen legte sich eine mir sonst ganz fremde Milde; ich hatte alle lieb und verzieh meinen Eltern das Unrecht, daß sie mich den Knaben, als welchen ich mich fühlte, als ein Mädchen erzogen. Meinen kleinen Peinigerinnen in der Schule vergab ich alle Roheiten und Sticheleien, mit denen sie mich so oft gequält hatten. Ich ging gern zum Kirchhof und suchte mir einen Platz aus. Nahe der Mauer wollte ich liegen, wo zwei hohe Weißdornbüsche in jedem Frühling ihren Blütenregen niedersenden.

* * *

Meine veränderte Sprache fällt allen auf, aber keiner sagt mir, daß es nicht eine Krankheit, sondern der Stimmwechsel ist, der sie verändert hat.

Als dies Leiden wochenlang gewährt hatte, und als die ersten Blätter der Bäume ein leichtes Rostrot als Zeichen des kommenden Herbstes zeigten, bereitete ich mich in meiner Angst auf den Tod vor. —

Einen besonders tiefen Eindruck machten die Religionsstunden auf mich, die ein alter Geistlicher in den Oberklassen der Töchterschule erteilte. Er verstand es, meine suchende Seele zu erfassen. Für ihn gab es kein Licht in der Welt und keinen Frohsinn. Er zeigte uns das Leben grau in grau, und Gott war ihm nicht der liebende, sondern der zürnende Vater. Das verstand ich wohl, ich empfand gleich ihm, wieviel Sünde auf der Welt lag, auf jedem einzelnen und auf mir. Und ich fühlte die Sünde, die auf mir lag, ins Ungemessene wachsen. Was sollte nur aus der Welt in diesem Jammer werden? Würden nun alle zugrunde gehen? Konnte keiner rettend helfen?

Da mag mir wohl die Angst eingefallen sein, die wir Kinder hatten, wenn wir eine gemeinsame Strafe erwarteten. Wir losten dann meistens, und wer den kürzesten Strohhalm zog, mußte Schuld und Strafe für alle auf sich nehmen.

Diese Kindergewohnheit setzte ich nun auch beim lieben Gott voraus. Vielleicht würde er der übrigen Welt verzeihen, wenn ein Einziger alle Schuld und Strafe durch Reue und Tod büßte. Das mystische Wort vom Menschensohne tat es mir an. Und plötzlich stand mir meine Aufgabe klar vor Augen. Ich armes, einsames, junges Kind war dazu ausersehen, alle Leiden der Welt auf mich zu nehmen, damit die Leiden von der Welt genommen werden. Ich lebte mich immer tiefer in den Gedanken ein. Ich glaubte meine Seelenkräfte wachsen zu fühlen, glaubte unermeßliche Weisheiten zu empfangen. Mit ekstatischer Inbrunst las ich die Bibel, bis der schwere Rhythmus ihrer Verse mich ganz berauscht hatte. Da glaubte ich alles zu wissen. Um die Weisagungen der Propheten zu erfüllen, muß ich, das Gottesopfer im armen Gewande, im ärmsten Kleide, in „Weiberröcken" leben, um alle Niedrigkeiten der Welt durchkostet zu haben. Ich verstand, weshalb Jesus die Welt noch nicht völlig erlöst hatte: wohl hatte er viel gelitten, er war ja auch Mensch geworden, aber er hatte doch als M a n n gelebt und war nicht auch noch durch die Erniedrigung eines Frauendaseins gegangen.

Die Deutlichkeit dieser Vorstellung nahm immer mehr zu, je mehr ich mich in solche Grübeleien ver-

senkte. Ich glaubte Stimmen zu vernehmen, sprach mit Engeln, die mich umgaben, und in der traumhaften Ekstase einer Nacht hörte ich Gott mit gütiger Stimme „lieber Sohn" zu mir sagen.

Alle meine kindlichen Handlungen waren fortan mit religiösen Gedanken verknüpft. Ich fühlte mich ständig Gott nahe. —

* * *

Zum Herbste hatte ich meinen Tod erwartet. Als aber der Herbst vorüberging und auch der Winter sich seinem Ende zuneigte, ohne daß ich starb, wurden diese Vorstellungen schwächer, und als gar der Frühling kam, brachte er mir die alte Lebensfreude mit, und ich empfand ein großes Vergnügen, dem Leben wiedergeschenkt zu sein. Als ich sah, daß mir nichts mehr drohte, als Hans und Leo ebenfalls heiser wurden und mit Stolz erklärten: „Wir haben den Stimmwechsel, das ist bei allen Jungens so!", da schwand auch der letzte Rest meiner Besorgnis und meiner überirdischen Gedanken.

Diese Bilder verblaßten allmählich ganz, aber ich habe eine tiefe Ehrfurcht vor allem, was Religion und Glauben heißt, aus jener Zeit zurückbehalten.

Bald nach dieser Zeit hatte ich einmal ein Gespräch mit meinen kleinen Freunden, durch das unsere Freundschaft einen argen Bruch erlitt, ohne daß ich heute noch sagen kann, was wohl der Grund dazu gewesen sein mag.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, dessen leuchtende Schönheit die Brust mit Freude und Lebenslust erfüllte. Wir schlenderten unternehmungslustig über den Holzplatz und standen auf einmal vor dem „Wrack" des roten Falken. Ein paar Taue, die die Holzknechte noch nicht wieder an sich genommen hatten, wehten im frischen Märzwind hin und her. Zur Uebung kletterten wir in die Höhe, hängten uns oben behaglich ins Tauwerk und plauderten. Plötzlich fragte mich Hans ganz unvermittelt: „Sag mal, Stropp, möchtest du ein richtiger Junge sein?" Und er verdeutlichte in umständlicher Form, *wie* richtig ich seiner Ansicht nach werden müsse. Nun weiß ich nicht, welcher Gedanke mir da kam, aber ich ärgerte mich sehr über die Kameraden, die in ihrem gesunden Protzentum so groß taten, und ich fing an zu renommieren, wie gut die Mädchen es doch hätten und wie froh ich sei, auch ein Mädchen zu sein. Die dicken Tränen, vermutlich Freudentränen, standen mir dabei in den Augen. Hans und Leo hörten mir hohnlächelnd zu und empfahlen sich dann unter

lautem, höhnischen Lachen. „Adieu, teure Nora, süßes Schürzchen, spiele recht hübsch mit deinen Puppen." „Alte Squaw!" rief Leo mir noch an der Gartenpforte nach.

Das war denn doch zu viel für mich; ich sauste geschwind an meinem Strick herab und bläute ihn gründlich durch. Das war unser letzter gemeinsamer Spieltag.

* * *

Die Schule veranstaltete eine patriotische Aufführung, bei der alle Schülerinnen mitwirkten; nur mich hatte man unberücksichtigt gelassen. Das kränkte mich, und auf Papas Zureden faßte ich mir ein Herz und fragte eine Lehrerin, weshalb ich ausgeschlossen worden sei. Die Dame lächelte verlegen und meinte dann: „Ja, siehst du, liebes Kind, wir tun das in deinem Interesse, denn es kann dir doch unmöglich angenehm sein, wenn so viel Leute deine Stimme hören."

Ich kam betrübt nach Hause und sagte Papa, was man mir geantwortet hatte. Er zuckte die Achseln, sagte etwas von Borniertheit aller Lehrerinnen und der in Bergheim im besonderen und gab sich dann zufrieden. Mich ließ er allein mit meinen qualvollen Gedanken.

Diese Zurücksetzung eiferte mich nicht gerade zum Fleiß an. Ich erledigte die Schularbeiten stets erst in der letzten Stunde, und konnte das um so eher, als sie mir leicht fielen. Fleiß und Ehrgeiz hatte ich nicht; er wäre auch erfolglos gewesen; wenigstens hätte ich mir keinen höheren Platz in der Schule erwerben können, wenn ich auch noch so strebsam gewesen wäre. Wir hatten eine Platzordnung, die ebenso unbeugsam war, wie ein Hofzeremoniell. Den obersten Platz in der Klasse nahm die Tochter des Direktors ein, den zweiten „besaß" die Nichte des herzoglichen Hausministers und den dritten das Töchterlein unseres Bürgermeisters. Der vierte, der oberste der erreichbaren Plätze, fiel mir zu.

Keine von uns hatte die Lehrerinnen gern. Es waren zwei alte Jungfern, die eine verbittert, gallig und klug, aber nur bestrebt, uns Schülerinnen mit ihrer Klugheit zu peinigen; die andere beschränkt. Vor allem aber waren beide zu alt, um mit der Jugend Fühlung zu gewinnen. Sie faßten jedes frohe Wort als persönliche Beleidigung auf. Wir verachteten unsere Lehrerinnen oder fürchteten sie bestenfalls. Ich glaubte damals, das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler sei stets so unerquicklich, und war sehr erstaunt, als ich in späteren Jahren das freundschaftliche Ver-

ständnis kennen lernte, das Schüler und Lehrer so oft verbindet.

Die erwähnte Schulaufführung gab uns noch lange Gesprächsstoff. Sie weckte eine förmliche Theaterwut, die besonders meine Klasse ergriff. Wir spielten Theater, immer Theater, und spielten mit glühender Begeisterung. Natürlich hatten wir weder Requisiten noch Kostüme, aber wir entbehrten solche Aeußerlichkeiten gar nicht. — Die Hosenrollen fielen mir von selbst zu, ohne daß ich mich darum bemühte. Die Mädchen empfanden instinktiv das Männliche meines Wesens.

Wochenlang spielten wir jeden freien Augenblick; wir spielten in Wald und Garten, in der alten Holunderlaube und bei uns im Hofe, bis Onkel Richard uns verständnisvoll seinen alten Lagerraum zur Verfügung stellte. Das war ein prachtvoller Musentempel. Zwar hatten die verschiedenen Fässer Petroleum und Oel, die früher hier aufgestapelt waren, ihre Gerüche zurückgelassen, doch tat das unserer Begeisterung keinen Abbruch. Wir dramatisierten Gedichte für unsere Aufführungen; eines war Uhland's „Das Glück von Edenhall." Szene: der Lagerraum. Der Lord — das war ich — sitzt mit einigen Mädchen

am Tisch. Hilda war der Schenk. Als sie an der Stelle „nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch das hohe Trinkglas von Kristall" ein kleines Schnapsglas aus einem roten Fetzen wickelte, strahlte Onkel Richard, der unser ganzes Publikum repräsentierte, über das ganze Gesicht, vermutlich vor Freude über unsere genaue Inszenierung.

„Ein stürmt der Feind mit Brand und Mord —" Lene stürzt mit jähem Geheul aus dem Zuschauerraum, wo sie sich bisher mangels Versenkung oder Kulisse aufgehalten hatte, auf die Bühne und „vom Schwerte fällt der junge Lord", aber die Sache wirkte so komisch, daß ich trotz meines Todes lachen mußte. Ich war damit aus der Rolle gefallen und erhielt als Honorar für diese im Programm nicht vorgesehene Extraleistung von meiner älteren und kräftigeren Partnerin eine tüchtige Tracht Prügel.

Da bekam ich genug von der Kunst. Diese handfeste Kollegin hatte mir die Lust zur Bühne ausgetrieben.

Den Knaben war der Zutritt zu unserem Schauspielhause untersagt. Wir sahen uns somit nur hin und wieder auf der Straße, begrüßten uns, oder gingen

auch wohl im Halbdunkel ein paar Schritte zusammen auf und ab.

Gemeinsame Schulinteressen verbanden mich mit den Mädchen. Seitdem ich entdeckt hatte, daß die Lehrerin es nicht merkte, wenn Schwester Lotte meine Handarbeiten machte, war auch diese Quälerei nicht mehr so schlimm. Lotte war bereit, mir für fünf Pfennig die längsten Säume mit der Hand zu nähen.

Ich war mittlerweile in der Klasse eine Persönlichkeit geworden, mit der „man" rechnen mußte. Ich schrieb die besten Aufsätze, was von den andern gebührend ausgenutzt wurde. Oft schrieb ich drei oder vier Aufsätze, ehe ich an den meinigen ging, für den mir dann mitunter nicht mehr viel Gedanken übrig blieben. Es kam dann vor, daß die Lehrerin mir einen andern, etwa den der obersten, den ich zuerst geschrieben hatte, als Beispiel vorhielt. War ich jetzt die Qual mit der Handarbeit los, so trat dafür eine andere Stunde in unseren Lehrplan, die mir fast ebenso verhaßt war. Die Oberklassen der Töchterschule wurden in den Turnstunden im Tanzen unterrichtet. Das war mir unglaublich zuwider. Ich war erstaunlich ungraziös, wußte mit meinen Gliedern ebenso wenig umzugehen, wie andere Jungen meines Alters und haßte die „Hopserei" aus tiefstem Herzensgrund. Zögernd ging ich an den Tanz-

tagen zur Turnstunde, manchmal mit dem Wunsche, durch ein Erdbeben, einen Beinbruch oder eine andere Unannehmlichkeit von dieser Art Turnerei verschont zu bleiben. Die Turnstunde war früher meine Lieblingsstunde gewesen, auf die ich mich die ganze Woche freute; für das Tanzen konnte ich mich absolut nicht begeistern.

* * *

Mein liebstes Fach war Naturgeschichte. Am meisten fesselte mich Anthropologie. Ich hatte nun schon begriffen, daß ich durch theoretische Grübeleien nicht hinter das Geheimnis kam, das meine Eigenart umhüllte. Daher wartete ich in der Naturgeschichtsstunde in atemloser Spannung auf ein Wort, das mich auf den richtigen Weg geführt hätte. Meine Hauptschwärmerei konzentrierte sich auf die Medizin. Den alten Speicher, auf dem noch der Käfig meines imaginären Tigers stand, richtete ich mir zum Laboratorium ein. Dort sezierte ich Mäuse und Frösche. Ich nahm mir vor, Medizin zu studieren, wenn ich erst älter sein würde. Zwar hatte ich noch nichts von studierenden Frauen gehört, aber ich wollte das schon durchsetzen. Ueber das „Wie" machte ich mir keine Gedanken.

* * *

Mehr und mehr trat Erotik in den Interessenkreis der Mädchenschule. Zuerst widerte mich die Art und Weise an, wie man hier über die feinen Geheimnisse sprach, die die beiden Geschlechter miteinander verbinden. Da aber meine Kolleginnen mit Genuß und Vergnügen den schmutzigen Offenbarungen einer Aufgeklärten lauschten, so gewann ich auch Interesse an diesen Sachen. Man verspottete lachend das unsinnige Märchen vom Storch; das mochten die Dummen glauben, wir wußten's besser, woher die Kinder kamen. Ein Kindermädchen weihte uns auf ihre Art genauer in die Materie ein.

Wir hatten in der Schule eifrig debattiert, ob alle Erwachsenen „es" wohl täten, und waren im allgemeinen zu dieser Ansicht gekommen, nahmen aber unsere Eltern lebhaft in Schutz, die „so etwas" sicher noch nie getan. Hilde und ich grübelten auf dem Heimweg über das Gehörte und tuschelten eifrig, ob wohl alles zu glauben sei. Wir plagten uns mit allerlei Zweifeln, die wir der alten Nine, die Hildes Schwesterchen beaufsichtigte, sogleich anvertrauten. Von dieser Person erhielten wir unsere ersten geschlechtlichen Offenbarungen. Wir hörten aufgeregt zu, mit fliegendem Atem. Ganz neue, uns bisher völlig unbekannte Gefühle durchzuckten uns, und Hilde drückte meine Hände, als ob sie sie zerbrechen wollte.

„Wie man nur so dumm sein könnte," meinte die Wärterin. Das sei doch uralt und stände schon in der Bibel. Was? Das sei nicht wahr? Wir sollten nur nachsehen. Jawohl, alle Erwachsenen machten das. Und die Kinder kämen so und so. Das täte dann sehr weh. Die Frauen würden jeden Tag dicker, bis — na, wir würden ja sehen. „Seht euch nur mal Hildes Mutter an," schloß sie ihren Sermon. Wir sahen sie an. Das Mädchen hatte Recht. Und Hildes Kinderglauben wankte. Ihr ganzes Seelenleben litt; die hohe Verehrung, mit der sie bisher zu ihrer Mutter emporgeblickt hatte, verminderte sich und der kindliche Glaube an sie, die sich solch häßlichen Sünden hingab, geriet ins Wanken. Denn Sünde und Häßlichkeit mußte dies doch sein, warum hätte man es sonst verborgen?

Das ist vielleicht nur ein Einzelfall, vielleicht aber auch nicht. Warum lassen sich die Mütter ihr heiliges Recht rauben? Einen Dienstboten, der ihnen alte Kleider oder kleine Münzen stiehlt, würden sie nicht im Hause dulden — aber daß ihnen die Seelen ihrer Kinder gestohlen und besudelt werden, daran gehen sie achtlos vorüber.

* *
*

Monate waren vergangen; wir hatten die neue Wissenschaft in uns aufgenommen und vertieft. Gierig wurde alles erzählt, was Phantasie oder Wirklichkeit uns erleben ließen. Hilde und ich sahen bei einem Spaziergang dem Liebesspiel zweier Hunde zu. Wir verfolgten den Vorgang mit atemloser Spannung. Es war auf einer einsamen Landstraße vor der Stadt, wo niemand sah, wie eifrig wir die Tiere beobachteten. Eine wahnsinnige Erregung bemächtigte sich unser. Hilde warf sich auf den Boden und lachte hysterisch. Ich fürchtete mich vor ihrem Lachen, das ich nicht begriff; ich fürchtete ihre Augen und ihre Hände, die suchend nach mir griffen. Zwar wünschte ich selbst, diese Hände an meinem Körper zu fühlen, aber die Angst, ihr damit aufs neue mein Geheimnis zu verraten, siegte über meine Gefühle und entzog mich ihren Liebkosungen.

* * *

In der Schule herrschte ein eigentümliches, unheimliches Treiben. Die Mädchen waren im Beginn des Wachstums. Die Ecken des Kinderkörpers begannen sich zu schlanken, jungfräulichen Linien zu mildern. Die geheime Geschlechtskraft, die sich in ihnen rührte, spukte Tag und Nacht in den kleinen Gehirnen. Früher hatten wir uns von unseren Lieb-

lingsspielen unterhalten, oder die Mädchen hatten von ihren Puppen erzählt. Nun aber schwanden alle anderen Interessen aus unserem Gesichtskreis, das sexual-erotische Interesse beherrschte alles.

Die Mädchen öffneten die Kleider und zeigten sich die Brust. „Siehst du, ich habe schon Figur!" Es erregte den größten Neid, wenn eine in höherem Maße so begabt war. Die jugendlichen Formen wurden betastet, und manche vertraute uns mit heimlichem Stolz: „Wißt ihr, ich habe schon Haare unter dem Arme." Kein Knabe könnte mit seinen sieben ersten Barthaaren mehr prahlen, als es diese Mädchen mit ihren Gaben der Natur taten.

* * *

Eine dunkle Sache wirft ihren Schatten weit voraus: Die Menstruation.

Jede möchte die erste sein, die dieses Wunder erlebt. Bei mancher steigert sich dieser Wunsch bis zur Inbrunst der Gebete. Warum sie es ersehnen? Teils wohl, um zuerst das neue Ereignis beschreiben zu können, vor allem aber, weil es mit dem Geschlecht zusammenhängt, und weil man dann erwachsen ist. Man kann dann nämlich schon heiraten. . . . Ich weiß noch, wie die erste kam. Ilse Bange war es.

Die Mädchen zitterten vor Neid und Eifer. Eine große Aufregung: wer nun?

Ich ging wieder traurig umher, — mir würde dieses Glück nie blühen. Alle waren „es" schon. Und wieder begann man mich zu fragen, zu quälen. Da kam mir der Gedanke, sie alle zu betrügen. So kam ich eines Morgens strahlend in die Schule. „Es" war da. Nach der Stunde beschrieb ich den Mädchen die Symptome, die ich auswendig kannte, da meine Freundinnen sie mir und den anderen oft geschildert hatten.

Und diese Lüge habe ich zehn Jahre aufrecht erhalten müssen, unter mancherlei Sorgen, in vielen Ländern und unter fremden Sitten.

Es war gar nicht zu verkennen, daß ich einen Bart bekam. Hella Langendorf sagte es und küßte mich, weil es sie steche, wie bei einem Mann. Die ganze Klasse freute sich daran, ich war nun wieder sehr beliebt. Auf meiner Oberlippe wuchsen lange, blonde Haare, eine neue Sorge und eine neue Quelle

des Kummers. Ich bekämpfte die unerwünschte Zierde mit der Schere, bis ich bemerkte, daß die Haare dann um so schneller wiederkamen und dunkler, sichtborer wurden.

Wir spielten jetzt nur noch selten. Man gründete ein Kränzchen und besuchte sich, besonders vor Weihnachten, mit den Handarbeiten. Wir arbeiteten aber nur wenig und erzählten dann, wenn es dunkel wurde, mit halblauter Stimme allerlei ekelhafte Zoten vom Mysterium der Geschlechter.

Ilse hatte im Schranke ihrer Mutter ein Buch über das menschliche Geschlechtsleben gefunden. Sie brachte diesen Schatz mit zur Schule, er wanderte von Hand zu Hand, und an den Kränzchentagen lasen wir uns daraus vor. Auch die Bibel mußte herhalten. Wir kannten bald alle Stellen auswendig, und es waren nicht gerade die Psalmen, die wir immer aufsuchten. Hellas Bibel öffnete sich sogar immer an einer bestimmten Stelle, wenn man sie — aufschlug, ein Zeichen, wie oft gerade diese Verse gelesen wurden.

Unserer Schule schräg gegenüber, auf einem städtischen Grundstück mit ihr vereinigt, lag das herzog-

liche Landesgymnasium. Das ganze Gebäude in heiterem Zopfstil war ein wohltuendes Pendant zu unserm modernen roten Backsteinbau. Von uns Schülerinnen wurde verlangt, daß wir dieses Gebäude übersehen sollten.

Hatten wir schon früher die traditionellen Fäden zwischen Töchterschule und Gymnasium angesponnen, so wurde jetzt manch zärtliches Briefchen mit den Sekundanern gewechselt. Unsere Interessen an diesen merkwürdigen Geschöpfen mit kurzen Haaren wuchsen. Ich sage unsere, obwohl mein Interesse ein sehr äußerliches war, wie man sich wohl denken kann. Die Mädchen starrten die Knaben wie eine Art absonderlicher Tiere an, über deren Gewohnheiten seltsame Erzählungen bei uns im Umlauf waren. Wir vergaßen, daß es unsere Jugendfreunde, Brüder und Vettern waren, und sahen eine eigenartige Rasse in ihnen, die wir mit entzücktem Grauen beobachteten. Mit stolzer Genugtuung wurden morgens vor dem Unterricht die „Erlebnisse" des letzten Tages ausgetauscht. — Der Pfeiffer hatte die Lotte sechsmal gegrüßt und Herr Bode die Lene siebenmal getroffen. Man verabredete Rendezvous, zu denen man zögernd ging, um sich mit den Jungen in erster scheuer Verliebtheit zu küssen. Ich hatte leider nie solch ein zartes Verhältnis, und wenn ich die anderen Mädchen

auch scheinbar ruhig behohnlächelte, im geheimen wünschte ich mir ein solches Abenteuer sehr; natürlich nur, um mitreden zu können, wenn die anderen mit ihren Verhältnissen wie alte, erfahrene Kokotten renommierten.

Die beiden alten Jungfern, unsere Lehrerinnen, warnten ganz offen vor der Schlechtigkeit der Männer, und wir waren stolz, daß wir die Bestien, mit denen „man gerade ging", so gut gezähmt hatten. Wir trafen uns auf dem Eise mit unsern Beschützern, die uns allerlei Ritterdienste leisteten. Sie waren uns die Vertreter einer fremden Welt, die wir liebten und bewunderten, und wir waren glücklich, wenn wir ihnen einen Wunsch erfüllen durften.

Das war die natürliche Reaktion, die sich aus diesem gewaltsamen Entfremden der Geschlechter notwendig ergeben muß. Nur die gemeinsame Erziehung kann uns sittlich freie, bessere Menschen geben. Sie allein schleift die Ecken ab, mildert das lärmende Wesen der Knaben und belebt die ruhige Art der Mädchen in wohltuender Weise.

* * *

Mein Lieblingsfach, das Turnen, wurde auf einmal meine Leidenschaft. Und das kam so. Wir turnten

in der städtischen Turnhalle. Die Geräteſammlung, deren ich mich heute nur dunkel erinnere, ſchien mir damals als der Inbegriff aller Vollkommenheit. Ich war gerne in der Halle. Durch die ſchmalen, aber hohen Fenſter fiel nur wenig Licht, das erſt die grünen Baumkronen des Nachbargartens durchdringen mußte, ehe es mild und ruhig in das Innere der Halle fiel. Es war ein Nachmittag; in der Halle lag jenes Zwielicht, welches verliebte Menſchen zu kleinen Torheiten verleitet. Nach mancherlei Uebungen hatten wir tanzen dürfen, weil die Mädchen ſehr darum gebeten hatten. Die Lehrerin wurde für einen Moment abberufen, das ſtörte uns aber nicht, wir tanzten in immer wilderem Rhythmus weiter.

Als die Lehrerin zurückkam, machten wir Kletterübungen. Ich führte die zweite Abteilung, und als ich antrat, um die Uebung vorzumachen, verſagte meine Kraft. Ich keuchte vor Erregung, und über meinen Gliedern lag eine fremde Schwere. Endlich beherrſchte ich mich und machte einen zweiten Verſuch. Ich umſchlang die Stange mit den Schenkeln und legte die Hände an, konnte mich aber nicht emporziehen. Da ſchoben mich Ernas Hände empor, und meine Hände und Füße umklammerten die Stange in immer wilderen Verſuchen, — bis meine Kräfte verſagten. — Ein heißes, nie gekanntes, berauſchend

wohliges Gefühl erſchütterte mich; ein Zucken überlief meinen Körper, und kraftlos glitt ich zur Erde.

Mein erſtes wohliges Ruhen wich bald einem tiefen Erſchrecken. Was war das geweſen? War in meinem Innern etwas zerriſſen? Ich empfand zwar keine Schmerzen, aber ich war müde und wie zerſchlagen. Ich ſchämte mich und ſah mich ſcheu um, aber glücklicherweiſe hatte keines der Mädchen etwas von meinem wunderlichen Gehaben bemerkt.

Ich lernte dieſes Gefühl noch öfter kennen; es ſtellte ſich unvermutet bei ſchnellem Laufen ein, beim Heben einer ſchweren Laſt, am meiſten jedoch beim Klettern, immer aber unbewußt und ohne eigenes Zutun. Einmal überkam mich dieſes Gefühl, als ich mir bei der einzigen Dentiſtin unſerer Stadt die Zähne nachſehen ließ. Der Schmerz löſte dieſe Empfindung aus. Seitdem ging ich gerne zur Zahnärztin, bis die hohen Rechnungen, welche für meine vermehrten Beſuche einliefen, Papas Aufmerkſamkeit erregten. Damit hatte dieſer Sport natürlich ein Ende.

So nahte das Ende meiner Schulzeit heran. Der letzte Schultag kam, und ohne große Rührung nahm ich Ermahnung und Zeugnis aus der Hand des alten Rektors. Noch ein Choral, ein erheuchelter Dank an die Lehrerinnen, und die Schultüren schlossen sich zum letztenmal hinter mir.

* *
*

Das Jahr nach Beendigung meiner Schulzeit gehört zu den angenehmsten meines Lebens. Zwar hatte ich zur weiteren Ausbildung noch Handarbeitsstunden, doch waren die bei der gebildeten Lehrerin, die mir sehr sympathisch war, ganz erträglich. Im großen ganzen tat ich nicht viel während dieser Zeit. Mama wünschte wohl, mich zur Hausarbeit heranzuziehen, doch wußte ich mich immer frei zu machen, und Papas Versuch, mir am Holzhandel Interesse beizubringen, mißlang stets. Zwar interessierten mich die neu einlaufenden Sendungen. Wenn wir ein Floß Tannenbäume bekamen, träumte ich gern von der bergigen Waldheimat der Bäume, und die alten, knorrigen Eichenstämme erweckten den Gedanken in mir, wievielen Generationen sie wohl schon Schatten gespendet haben mochten. Damit war mein Interesse erschöpft; die technischen Einzelheiten, auf die es beim Holzgeschäft ankommt, vermochten mir kein Interesse einzuflößen. So ließ Papa, der keineswegs über große Ausdauer verfügte, es bei dem Versuche bewenden und gab mich wieder frei. Unser Geschäft hatte sich so verkleinert, daß er ihm auch ganz gut allein vorstehen konnte. Die traurige Finanzlage des väterlichen Geschäftes wurde nun auch mir allmählich klar; ich verstand ihre Bedeutung und fragte keinen Geistlichen mehr, was eine Hypothek sei. Unter schweren Sorgen für uns alle verging die Zeit. Papa hielt sein Geschäft nur mit Mühe aufrecht, indem er einen Wechsel mit dem andern deckte. Die Einnahmen genügten kaum für die täglichen Bedürfnisse; sie wurden fast gänzlich von den Hypotheken und Darlehnszinsen verschlungen.

Meine Spielkameradinnen, deren Schulzeit um ein Jahr später begonnen hatte, gingen noch zur Schule. So verlor ich die Klassengefährtinnen bis auf Hilde aus den Augen. Mit dieser verband mich nachbarliche Freundschaft, zu der von ihrer Seite noch ein gewisser Eigennutz kam, da sie meine Hilfe bei der Erledigung ihrer schriftlichen Schularbeiten bedurfte. Um diese Zeit wechselte ein Haus am Markte, ganz in unserer Nähe, seine Besitzer. Die neuen Eigentümer, herzogliche Beamte, die von auswärts kamen, machten uns einen Besuch und brachten ihr Töchterchen

mit, ein liebes, frisches Mädchen von dreizehn Jahren. Emma sollte erst zum Winterhalbjahr wieder die Schule besuchen; so kam es, daß wir uns für den Rest des Sommerhalbjahres eng befreundeten. Die Kleine war ein hübsches Kind, mit frischem, von wilden, schwarzen Haaren umrahmtem Gesicht und gesundem, gut entwickeltem Körper. Ich fühlte mich sehr zu ihr hingezogen; ich hätte nicht zu sagen vermocht, was mir so gut an ihr gefiel, aber ihr zu Liebe machte ich die Spiele mit, die ich von der Höhe meiner fünfzehn Jahre herab als „kalbig" belächelte, und stand ganz unter ihrem Bann. Damals war ich mir über den Grund dieser Sympathie nicht klar, heute bin ich der Ansicht, daß das Kind mich erotisch anzog. Ich hatte sie sehr lieb. Da erinnere ich mich einer Szene aus dem Juli jenes Jahres. Ich erwachte ziemlich früh, dehnte mich wohlig im Bette und dachte daran, daß ich nachher zu Emma gehen wolle. Die schlief um diese Zeit sicher noch. Da begann ich mir vorzustellen, wie sie jetzt aussähe — im zerwühlten Bettchen, die schwarzen Haare wirr um das schlafgerötete Gesicht, die Arme ohne Hülle leicht auf der Decke liegend. Und während ich dieses dachte, erfaßte mich ein wunderbares Gefühl. Ich wurde unruhig; ich wollte hingehen. Und ich malte mir aus, wie es weiter sein würde. Ich würde leise

an ihr Bett treten und sie wach küssen. Meine Vision wurde so deutlich, daß ich sah, wie sie schlaftrunken mir die Hand entgegenstreckte, und zu hören glaubte, wie sie müde abwehrend sagte: „Ach laß mich doch, ich bin noch so müde."

Dann habe ich noch eine Erinnerung. Ich lag an einem Nachmittag faul im Grase am hinteren Ende des Holzplatzes. Die Bienen summten um mich herum, und ich fand es unterhaltend, den Schmetterlingen nachzublicken, die von Blume zu Blume flogen, oder den Mücken, die in der Luft tanzten. Ich fröhnte dabei dem heimlichen Laster des Zigarettenrauchens und vergnügte mich damit, von Zeit zu Zeit die Mückenschwärme mit dem Zigarettenrauch anzublasen, die dann in wirrem Schrecken auseinanderstoben.

Ich entsinne mich noch genau meiner angenehmen Träume, denen ich wieder einmal oblag, als ich auf einmal aus nächster Nähe ängstlich meinen Namen rufen hörte. Ich versteckte die Zigarette und sprang auf. Da kam mir Emma mit tödlich bangem Gesicht entgegen. Sie war bleich und zitterte. Ich solle nur denken, sie sei sehr krank, o, sie schäme sich so! Was es denn sei? fragte ich. Erst wollte sie es nicht sagen, dann kam es heraus. Die erste Menstruation hatte das unwissende Kind furchtbar er-

schreckt. Ich beruhigte sie, und wir legten uns ins Gras und plauderten.

Nachts kamen mir jetzt oft wirre Träume, zu denen meine wachen Gedanken keine Beziehungen finden konnten.

Ich lag im Bett und schöne Frauen mit braunem Haar und dunklen Augen neigten sich über mich. Sie trugen keine Kleider und alle gehorchten mir. Sie küßten mich und ich durfte sie wieder küssen. Neue Wonnen durchschauerten mich, ungekannte Sensationen peitschten alle Lebenskräfte auf. Wenn ich dann nach solchen Träumen morgens erwachte, fühlte ich mich müde und zerschlagen.

Die alten Zweifel begannen von neuem. Was war ich nur? Knabe oder Mädchen? Wenn ich ein Mädchen war, warum formten sich meine Brüste nicht? Warum blieb ich allein kindlich und unentwickelt? Warum litt ich nicht an dieser „Krankheit", vor der ich Ekel und Grauen empfand, und die ich mir doch als klares Zeichen meiner Geschlechtsbestimmung wünschte? Wenn ich ein Junge war, warum dieser Mädchenname? All das tiefe Leiden, das ich überwunden glaubte, stellte sich wieder ein und quälte mich entsetzlich.

Warum sprachen meine Eltern nicht mit mir darüber? Eine wilde Verzweiflung, ein großer Eifer,

die Wahrheit zu wissen, erfaßte mich. Hundertmal nahm ich mir vor, meinen Vater und meine Mutter zu fragen, aber immer wieder versagte mir der Mut.

Meine Scheu vor einer Aussprache mit meinen Eltern ist gewiß für viele unbegreiflich. Sie war eine Folge der Erziehung. Nicht, daß uns verboten war, über sexuelle Dinge zu reden. Nein, aber irgendwelche Andeutungen über geschlechtliche Dinge wurden im elterlichen Hause nie gemacht; deshalb war es mir ganz unmöglich, meine Eltern über das, was mich bedrückte, zu befragen. Es ist mir wirklich unklar, was meine Eltern sich gedacht haben mögen, als die Menstruation bei mir ausblieb. Meine Mutter mag sich wohl ernstliche Sorgen gemacht haben, mein Vater scheute das Aufsehen. . . .

Der Geschäftsgang ließ mehr und mehr nach. Die häuslichen Sorgen gestalteten sich immer drückender. Meine Eltern faßten den Entschluß, mich eine Berufstätigkeit erlernen zu lassen; ganz gegen meine Neigung und ohne mich um meine Wünsche zu fragen, schlossen sie mit einem Bekannten in einer größeren thüringischen Stadt einen Vertrag, nach welchem ich zur Ausbildung in ein Bankgeschäft eintreten sollte. Am 1. September begann ich meine neue Tätigkeit. Ich litt sehr unter Qualen des Heimwehs, magerte ab und verlor meine frische Farbe.

Die Heimat und das ferne graue Haus erschienen mir im Glanze meiner Jugenderinnerungen wie ein verlorenes Paradies.

* * *

Eine Erkältung, die mich sehr angriff, veranlaßte meinen Lehrherrn, mich zum Arzt zu schicken. Dieser untersuchte meine Lunge, schrieb einige Zeilen an meinen Chef und gab mir den Brief mit. Herr Werder schrieb dann nach Bergheim, und infolge dieser Korrespondenz riefen meine Eltern mich wieder zurück. Die kleine Tochter meines Prinzipals erzählte mir, der Arzt habe gesagt, ich sei schwindsüchtig. Das erschreckte mich sehr, doch kam ich trotzdem seelenvergnügt in Bergheim an und war nur froh, diesem verhaßten Berufe entronnen zu sein.

Mama nahm meine Krankheit so leicht, daß mich diese Gleichgültigkeit im höchsten Maße befremdete, ja geradezu entsetzte. Ich häufte diesen neuen Vorwurf zu der Anzahl der übrigen, die ich gegen sie hegte. Später erst, nach langen Jahren, als wir uns endlich offen aussprachen, zeigte sie mir jenen Brief. Mein Chef schrieb, daß er auf meine Dienste leider verzichten müsse, da meine Lunge angegriffen sei. Ich sollte mich deshalb in Anbetracht meiner Zartheit, die sich nach dem Urteil des Arztes in der

ungewöhnlich geringen Körperentwicklung zeige, in der kräftigen Gebirgsluft meiner Heimat erst noch ein Jahr kräftigen, ehe ich wieder eintreten könnte. Im übrigen wäre es ihm dann ein besonderes Vergnügen, meinen Eltern usw.

Mutter wußte also, was den Arzt getäuscht hatte, und war deshalb ganz unbesorgt. Damals aber empfand ich ihre Ruhe als Lieblosigkeit, und das machte die Kluft zwischen ihr und mir nur noch größer. Befand ich mich doch in jenen Jahren, wo Liebe und Zärtlichkeit für junge Menschen so notwendig sind, wie das tägliche Brot. Die Gärungen und Wandlungen der Pubertätsjahre machen den heranreifenden Menschen so liebebedürftig.

Ich erinnere mich aus jenen Tagen noch an Träume von Frauen, die in weiten Wassern spielten, weiche, weiße Körper, deren Wellenlinien ich visionär aus den blauen Fluten auftauchen und verschwinden sah. Am Strande des Meeres standen fremde Bäume.

Dieses Traumbild kam zum erstenmal, als ich wieder nach meiner Abwesenheit im grauen Hause schlief. Es kehrte dann oft zurück und vertiefte sich zu plastischer Deutlichkeit, so daß ich es zu zeichnen

versuchte. Ich glaubte schließlich, es wäre eine Szene, die ich in meinem früheren Dasein erlebt hätte.

Nur wenig Eindrücke aus jener Zeit in Bergheim sind in mir haften geblieben unter dem steten Kampfe mit drückenden Sorgen aller Art. Meine Eltern sahen den bevorstehenden Ruin beständig vor Augen. Meine Mutter hatte nur den einen Wunsch, daß es meinem Vater erspart werden möge, das traurige Ende seines ehemals großen Vermögens mit anzusehen. Der Geldmangel wurde chronisch, die Wechselproteste häuften sich, und es war kaum möglich, von einem Tage bis zum andern hinzukommen.

Das Leiden meines Vaters griff immer weiter um sich. Im Frühjahr wurde eine Operation notwendig. Nach derselben nahmen die Kräfte des Kranken sichtlich ab. Die Geschwister wurden nach Hause gerufen, wir verbrachten Tag und Nacht an seinem Bette. Dann kam das Ende. —

Ein Junitag, mit süßer, blütenschwerer Luft. Der Duft der Linden drang vom Garten herauf in die weitgeöffneten Fenster des Krankenzimmers. Die Luft war klar und ruhig. Das Zittern der Bäume, die ein leichter Sommerwind bewegte, drang mit leisem

Rauschen in den Raum. Vom Brunnen herüber tönte ein träumerisches Plätschern.

Ich hatte meine Schwestern in der Wache abgelöst. Der Kranke lag ruhig, mit kaum hörbarem Atem. Nachdem ich den Eisumschlag erneuert hatte, zog ich mir einen Stuhl ans Fenster und sah sehnsüchtig in den Garten. Ich nahm mein Buch vor, es war eine Erzählung von Gerstäcker. Ich hatte noch nicht lange gelesen, da blickte ich auf; eine befremdende Stille herrschte im Zimmer. Ganz leise ging ich auf das Bett zu. Ich sah keine Bewegung der Brust. Das Herz stand still. Mir kam der Gedanke, eine Feder aus dem Deckbett zu ziehen und sie dem Sterbenden an den Mund zu halten, denn ich wollte Gewißheit haben, ehe ich die andern erschreckte. Die Feder bewegte sich nicht. Zunächst rief ich meinen Bruder. Dann gingen wir beide zur Mutter und bereiteten sie vor. Alle weinten; ich jedoch nicht, aber eine tiefe Bestürzung ergriff mich, als ich den Tod zum erstenmal sah.

Nun folgten die Formalitäten, die geschäftsmäßigen Notwendigkeiten, die den Trauernden obliegen. Am zweiten Tage fand die Einsargung statt. Das Sterbezimmer war ganz mit Blumen angefüllt, da fortwährend neue gebracht wurden. Dann kam die Beerdigung. Als später der Wagen mit dumpfem

Laut über das Pflaster rollte, empfand ich bei dem langsam in der Ferne verhallenden Geräusch etwas wie Gefühle der Erhebung. Ein Druck löste sich von meiner Seele und ich atmete erleichtert auf. Bald darauf hatte ich diesen Mann, der mir hätte teuer sein sollen, der mir aber nur das Leben gegeben hatte, und dann weiter keine Sorge um mich trug, aus meinem Herzen und aus meiner Gesinnung verloren. War denn ein Leben, wie ich es führte: zerrissen von Sorgen, von Zweifeln über das Wesentlichste eines Menschen, überhaupt ein Geschenk, für das ich meinem Erzeuger zu Dank verpflichtet war?

* * *

Für uns, die Hinterbliebenen, kam jetzt eine Zeit höchster Not. Das Geschäft wurde aufgelöst, das graue Haus kam in fremde Hände. Für mich mußte eine Beschäftigung gefunden werden, die mich schnell erwerbsfähig machen würde. Mama erfuhr von einer Freundin, daß eine Modehandlung in Sellberg ein Lehrmädchen suche. Sie schrieb dorthin, erhielt Antwort, und nach kurzen Beratungen wurde man einig. Zwei Jahre sollte die Lehrzeit dauern, und nach dieser Zeit sollte ich gegen eine gewisse Vergütung weiter beschäftigt werden.

Ich war über diese Zukunftsaussichten ganz verzweifelt, doch ließ sich im Augenblick nichts Geeigneteres finden. Der 1. August kam näher heran; an diesem Tage mußten wir unser Haus räumen, und so setzten wir den 15. Juli als Reisetag fest.

Die letzten Tage ging ich wie in einem Traum befangen herum. Der Abschied von der Heimat wurde mir dadurch erleichtert, daß ich nun in eine fremde Stadt kommen würde, wo niemand um mein Geheimnis wußte.

Meine Mutter begleitete mich auf der Reise. Mühsam fragten wir uns nach der Ankunft im Lärm der fremden Großstadt bis zum Geschäft von Ludwig Werner durch. Für einen Wagen langte unsere Reisekasse nicht. Endlich fanden wir das Geschäftshaus. Als wir in das Portal traten und die kaltglitzernde Pracht des großstädtischen Geschäftspalastes sahen, zog sich mein Herz ängstlich zusammen; die vielen fremden Menschen gaben mir ein solches Gefühl der Einsamkeit, daß ich mich wie ein Kind an meine Mutter klammerte. Wir mußten eine Weile warten, endlich kam Herr Werner. Mit großen Augen sah er mich an. Als ich dann auf seine Fragen antwortete, meinte

er: „Nanu! Sie haben ja eine Stimme wie ein Mann.“ Als er mich dann zusammenfahren sah, fügte er gutmütig hinzu: „Na, das schadet nichts, damit können Sie den Käufern hoffentlich um so besser imponieren.“

Am Abend reiste meine Mutter ab; ich durfte sie zur Bahn geleiten.

Am nächsten Morgen zeigte mir eine Verkäuferin meine Arbeit. Ich war dem Wollwarenlager zugeteilt. Früh morgens hatte ich zuerst die Kasse abzustauben, an der sich die Plätze des Kassierers und des Chefs befanden. Jeden Freitag wurden die beiden Tische gescheuert, was natürlich auch meine Arbeit war. Am Sonnabend durften derartige Arbeiten nicht vorgenommen werden, denn an diesem Tage war Wochenmarkt, und es kamen mehr Kunden, wodurch sich auch mehr Arbeit für die Angestellten ergab.

Die Firma Werner beschäftigte ungefähr fünfzig Personen. Außer mir waren noch drei Lehrmädchen da, eines davon in der Putzabteilung, und fünf Lehrlinge. Die Tätigkeit des Lehrpersonals in diesen großen Geschäften besteht vor allem in der Reinigung des Ladenlokals und anderen Handlangerdiensten, die mit der Erlernung des Kaufmannsstandes nur wenig zu tun haben.

Wir mußten Staub wischen, Pakete packen, Wege

laufen, scheuern und die Metallteile der Schaukästen, Treppen und so weiter säubern. Das war keine besonders angenehme Arbeit, besonders im Winter nicht. Der Frost schüttelte uns, wenn wir in den Morgenstunden vor der Ladentür standen und die Messingstangen des Schaufensters reinigten. Die Finger schwollen dick an, wurden blaurot, und oft brachen die Frostbeulen auf.

Nur hin und wieder in der Weihnachtszeit kommen die Lehrmädchen mit an die eigentliche Verkaufsarbeit, im übrigen werden sie meist mit Räumen und Scheuern beschäftigt.

Natürlich habe ich bei meinen Schilderungen ein ganz bestimmtes Geschäft im Auge, — jenes, in dem ich selber lernte, wir können die Verhältnisse jedoch ruhig verallgemeinern. Uebrigens waren Bewerber für Stellen der Firma Werner immer für lange vorgemerkt, da das Haus für ein besonders gutes galt, das seine Angestellten anständig behandelt.

Ein gedrucktes Reglement mit 25 Paragraphen: „Es ist dem Personal nicht gestattet“, sorgte für die Hausordnung. Unter anderem war da ein Paragraph: „Verhältnisse werden unter dem Personal nicht geduldet, auch ist es nicht gestattet, Verhältnisse mit den Angestellten der Konkurrenzfirma zu unterhalten“. — Trotz dieser strengen Ordnung gab es aber doch

genug dunkle Ecken im Hause, die als Knutschwinkel dienten, und wenn ich mit einem Auftrage in den Keller oder auf den Boden geschickt wurde, so fuhren ab und zu einige verstörte Pärchen auseinander.

Der Hausordnung hatte sich das ganze Personal zu fügen; eine alleinige Ausnahme machte der Dekorateur, der sich manche Abweichungen erlauben durfte. „Ich bin ein Künstler und kann mich nicht unter dieses Philisterjoch beugen," erklärte er dem Prinzipal. Er dokumentierte sein Künstlertum auch äußerlich durch lange Locken und eine Samtjoppe. Alle neu eintretenden Verkäuferinnen schwärmten für ihn, eine Kinderkrankheit, die jede „Neue" durchzumachen hatte.

Wenn Herr Berger nervös war — das war er gewöhnlich Montag morgens — so durfte kein lautes Wort in seiner Nähe gesprochen werden. Sogar der Chef suchte seinen kräftigen Baß zum leichtesten Säuseln zu dämpfen. Diese Ausnahmestellung der Dekorateure liegt darin begründet, daß Leute, die in diesem Fache Tüchtiges leisten, sehr dünn gesät sind und immer seltener werden, weil die Anforderungen an diesen Beruf ins Unermeßliche steigen. Heute genügt es nicht mehr, im Fenster verschiedene Waren aufzuschichten, sondern die Augen der Großstädter müssen mit modernen Farbensinfonien,

märchenhaften Seidenwolken gefesselt werden. Manches Geschäft zahlt dem Dekorateur ein Salair, das ungefähr dem eines Geheimrats entspricht.

Zwischen den Lageristen und dem Dekorateur besteht an dessen Arbeitstagen eine traditionelle Feindschaft. Mit kritischem Auge durchstreift der Dekorateur die Lager, um sich die schönsten Sachen fürs Schaufenster auszusuchen. Die Mädchen geben sie ihm jedoch nicht gern heraus, weil die Waren im Fenster leiden und nachher nur zu reduzierten Preisen verkauft werden können. Das sind überhaupt anstrengende Tage! Herr Berger arbeitete sehr flink, und wenn er auch sonst sehr freundlich war, so gab es doch an diesen Tagen zahllose Donnerwetter oder auch Ohrfeigen für die Lehrlinge, wenn sie seine Intentionen nicht schnell genug begriffen.

Wenn ich seit dieser Zeit an einer besonders gelungenen Fensterdekoration vorbeigehe, so muß ich immer an die Tränen denken, die diese Herrlichkeit gekostet haben mag, und wenn ich den blitzenden Metallschmuck der Geschäftslokale ansehe, denke ich an die armen Lehrmädchen, die mit blaugefrorenen Händen in den Morgenstunden die Arbeit des Putzens verrichten.

* * *

In großen Geschäften mit einem umfangreichen Personal fehlt es naturgemäß nicht an Intriguen... Die eine arbeitet mit Lust und Liebe, die andere ist faul, eine dritte arbeitet nur unter den Augen des Vorgesetzten. Die Beklagenswertesten von allen sind die Lehrmädchen. Fünfzig Angestellte waren im Hause tätig, als ich eintrat; damit hatte ich fünfzig Vorgesetzte, die alle glaubten, besonderen Anspruch auf meine persönlichen Dienste zu haben. Das Lehrmädchen, das durch mich von dem wenig beneidenswerten Posten der „Jüngsten" erlöst wurde, kommandierte lustig im Schwarm mit, und da ich mich in der Rangordnung noch nicht zurechtfinden konnte, und es allen gern recht gemacht hätte, brachte ich es natürlich zu nichts rechtem.

Ach, ich fühlte mich sehr unglücklich. Ich tröstete mich allerdings damit, daß die anderen Lehrmädchen das alles ja auch durchgemacht hatten, — jede der Verkäuferinnen mußte Aehnliches hinter sich haben, — so daß ich deshalb wohl kaum einen besonderen Grund zur Klage gehabt hätte.

Man muß aber bedenken, daß mich nicht nur die ungewohnte Erniedrigung meiner Stellung niederdrückte, sondern vor allem die Demütigungen und Quälereien, die mir aus meiner besonderen Art erwuchsen. Und die Scherze, die ich über mich ergehen

lassen mußte, wenn sie von einer vorgesetzten Verkäuferin kamen, trafen mich viel grausamer und roher als die Neckereien meiner Kameradinnen in der Schule. Die erste Verkäuferin, die ein schlechtes Namengedächtnis hatte, rief mich in der ersten Zeit immer, „die mit der Mannsstimme soll kommen,", was jedesmal einen wiehernden Heiterkeitsausbruch hervorrief, ebenso wie der freundliche Vorschlag eines Kommis, man müsse mich mal genau untersuchen, ob ich nicht etwa ein verkleideter Mann sei. Und ein paar besonders phantasievolle Jünglinge malten sich aus, wie angenehm es sein müsse, als einziger Mann zwischen so vielen Mädchen zu leben. Sie grinsten und starrten mich lüstern an.

Wie ängstigte ich mich, wenn ich solche Reden anhören mußte! Ich lebte wie ein gehetztes Tier.

Mein behaartes Gesicht bot ebenfalls Anlaß zu Spott. Die Witze darüber waren nicht zu zählen. Eines Mittags hatte man mir eine Schnurrbartbinde auf meinen Teller gelegt.

Unter der Kundschaft befanden sich viele Bauern und Arbeiter. Ich zitterte, wenn ich einen solchen nach seinen Wünschen fragen mußte. Die Leute starrten mich an, tuschelten untereinander und lachten laut. Mein Chef glaubte, daß diese Kundenscheu mit Arbeitsscheu identisch sei und war deshalb von seinem neuen

Lehrmädchen nicht sonderlich entzückt, und als man im Personal hiervon Wind bekam, wurde meine Stellung vollends unerträglich.

Vielleicht wäre ich doch über das alles hinweggekommen, wenn nicht jede vertrauliche Annäherung an das weibliche Personal, zu dem ich doch gezählt wurde, immer wieder vereitelt worden wäre. Ich glaube, daß das Personal dieses Geschäftes über dem Durchschnitt stand, denn Herr Werner suchte sich sorgsam die tüchtigsten, anständigsten Leute aus, und es galt damals in Kaufmannskreisen als Empfehlung, bei ihm in Stellung gewesen zu sein.

Um eine Kontrolle über die moralische Führung des weiblichen Personals zu haben, wie auch aus ökonomischen Gründen, war dasselbe im Hause des Prinzipals untergebracht.

Ich schlief mit drei jungen Mädchen in einem Zimmer. Das brachte viel Unannehmlichkeiten mit sich. Ich zog mich abends schon um zehn Uhr zurück, um mich nicht vor den anderen entkleiden zu müssen. Morgens beim Aufstehen war aber ein gemeinsames Ankleiden nicht zu vermeiden. Während die anderen ungeniert das Hemd öffneten, um sich den Oberkörper zu waschen, wagte ich kaum, Hals und Arme zu entblößen. Die jungen Mädchen hielten das zuerst für Scham, für Scheu, sich vor Fremden entkleiden

zu müssen. Als ich aber nach acht Tagen noch immer keine Anstalten machte, mich den Gewohnheiten der anderen zu fügen, verwunderten sie sich und redeten mir zu. Schließlich hielt man mich für einen ausgemachten Schmutzfinken, und ich mußte meiner vermeintlichen Unsauberkeit wegen viele häßliche Worte über mich ergehen lassen. Schließlich erklärten mir meine Kolleginnen sogar, sie würden zur Prinzipalin gehen, wenn ich mir meine Unsauberkeit nicht abgewöhnen würde. Keine wollte dann länger das Zimmer mit mir teilen.

Ich war ratlos, verzweifelt. Unter den anormalen Verhältnissen, in denen ich lebte, und der beständigen Furcht, erkannt zu werden, hatte sich ein hyperempfindliches Scham- oder eigentlich Angstgefühl in mir entwickelt. Was sollte ich tun? Ich grübelte, aber ich fand keinen Ausweg. An jenem Abend ging ich noch früher als gewöhnlich in unser Zimmer, wo ich mich immer abends im Dunkeln wusch. In der Zerstreutheit hatte ich vergessen, die Türe zu verriegeln; eine vorbeigehende Kollegin hörte das Plätschern des Wassers und rief die anderen, die auf die Nachricht, die „Schmutzige" wäscht sich, herbeigeeilt kamen, die Tür aufrissen und — lauter Psychen — mit ihren Lampen in der Hand mich armen, halbnackten Amor anstarrten. Erschreckt und

beschämt warf ich mich auf mein Bett. Was nun? Jetzt würde die Entdeckung sicher folgen. Als aber alles ruhig blieb, wagte ich aufzublicken. Die Mädchen waren alle fortgegangen, bis auf eine große Blondine, die erst wenige Tage vorher eingetreten war. Sie saß auf dem Bettrande, streichelte mein Haar und sagte mit ihrem weichen süddeutschen Akzent: „Sie armes, liebes Hascherl Sie, Se brauchen sich doch nöt zu schäme, weils so mager sind! Also deshalb mögens sich morgens nit wasche?" Und zitternd nickte ich ja. —

Alle hatten mich nun gesehen, und so wusch ich mich denn wie die anderen des Morgens und ging gleich ihnen später schlafen. Sie fanden nur, ich sei so mager und brustlos wie ein Kind von zehn Jahren — weiter bemerkten sie nichts. Warum sollten sie auch größere anatomische Kenntnisse haben als jener Arzt, der mich für tuberkulös gehalten hatte? —

Nachdem die Geheimnistuerei aufgehört hatte, besserte sich mein Verhältnis zu den Mädchen. Ich konnte mich einigen von ihnen nützlich erweisen, indem ich ihnen Liebesbriefe korrigierte oder neue, gefühlvollere Phrasen für dieselben ersann, Fremdwörterverdeutschte, und denen, die eine andere Stellung suchten, die Offertbriefe schrieb. Tagsüber fand sich wenig Gelegenheit zum Plaudern, so daß die mitteilungsbedürftigen Zimmerkameradinnen sich abends im Bett noch lange unterhielten. Auch hier nahm nach den Tageserlebnissen das Geschlechtliche den breitesten Raum ein. Zwar hatte noch keines der Mädchen sexuelle Beziehungen zu einem Mann gehabt; doch reizte das unbekannte Land darum umsomehr. Jede gab ihre Ansicht zum besten, man erzählte sich Witze, die man irgendwo aufgeschnappt hatte, um sich über deren nur halbverstandene Pointen halbtot zu lachen, verglich die Körper, den Busen. Natürlich beteiligte ich mich an diesen Vergleichen nicht; die anderen verstanden das, „weil ich ja doch nichts zu vergleichen hätte." Wenn ich mich auch an jenen Vergleichen nicht aktiv beteiligte, so hatten diese Schönheitskonkurrenzen doch einen großen Reiz für mich; ich konnte mich für schöne Formen so begeistern, daß ich vor Aufregung zitterte.

Ich hielt diese Freude am weiblichen Körper für ein rein ästhetisches Behagen. Der Gedanke an sexuelle Anziehung kam mir fast nie.

Allmählich verlor ich überhaupt die Meinung, ein Knabe zu sein. In einem pseudo-wissenschaftlichen Buche hatte ich gelesen, daß bei Blutarmut und bei schlecht entwickelten Mädchen die Menstruation oft erst in den zwanziger Jahren eintrete. So kam ich dazu, mich in manchen Stunden wieder für ein anor-

males Mädchen zu halten. Daß ich vom Frauenkörper mehr als vom Manne angezogen wurde, schrieb ich einer künstlerischen Geschmacksrichtung zu.

Durch diese Autosuggestion wurde mein Verhältnis zu den Gefährtinnen günstig beeinflußt; ich gab mich freier, was zur Folge hatte, daß sie mir mehr entgegenkamen.

Ich erinnere mich noch mancher Gesprächssensationen. Da war es eines Tages zu uns durchgesickert, daß ein Kommis bald Vater werden würde. Wir entrüsteten uns sehr über das verkommene Mädchen und sahen den jungen Mann mit lüsterner Neugier an. Noch im Bette sprachen wir davon, und auch, auf welche Art der junge Mann es wohl so weit gebracht hätte. . . .

Zwar wußten wir ein weniges über die Art der Beziehungen der Geschlechter, aber dieses wenige war so verworren, daß wir uns kein Bild davon machen konnten. Auf jeden Fall empfanden wir Angst vor den Männern, weil sie uns allen brutal erschienen, jeder ein Blaubart, selbst der Ehemann, der seine Frau sicher täglich neu vergewaltigte — jede Frau eine Heilige, die sich solch gierigem Scheusal hingeben muß.

Ich weiß auch, wie einmal eine stadtbekannte

Prostituierte in unserem Laden einen Einkauf machte. Wir waren damals in zwei Parteien zerspalten; die einen verachteten, die anderen — zu denen ich gehörte — bemitleideten diese Person, die so arm war, daß sie die Qualen der Debauche täglich über sich ergehen lassen mußte. Natürlich brauchten die Mädchen nicht diesen Ausdruck, sondern ein viel derberes Wort, das hier nicht wiedergegeben werden kann. Wir hatten damals die Ansicht, daß die Frauen nur alle Schmerzen und Leiden zu tragen haben — was mit meinen Träumen übereinstimmte, in denen die Frauen mir ja dienten, wenn ich ihr strenger Gebieter war.

Da weiß ich noch, daß ein junges Mädchen eine Geschwulst an der Brust hatte. Der Arzt verordnete Massage, und da ich besonders geschickt war, mußte ich dieselbe ausführen. Das versetzte mich stets in einen Zustand hochgradiger Erregung. Jene Liebesträume wurden immer häufiger, und dieses Mädchen spielte eine große Rolle unter den Traumgestalten. Ich küßte und liebkoste sie — natürlich nur im Traume. Wohl hatte ich auch bei der Massage den Wunsch, sie zu küssen, doch ich beherrschte mich angstvoll. Der Trieb, zu küssen, erwachte überhaupt oft zu dieser Zeit in mir und vermischte sich mit meinen Träumen, die vorher mehr einen brutalen Charakter

trugen, während jetzt ein ahnender Hauch des wirklichen Liebeslebens in diese Knabenträume trat.

Auch von lesbischer Liebe hörten wir damals, verwunderten uns darüber und bewunderten diese Liebe, die wir uns feiner und ohne Schmerzen dachten, aber wir glaubten kaum an sie. Nur mir kam der Gedanke, ob ich vielleicht so empfände, und dann wieder wies ich diese Idee energisch von mir.

Wir sprachen abends viel über „die Gewohnheiten der Herren". Ein instinktiver Ekel, wohl vor Geschlechtskrankheiten, hielt die Mädchen zurück, dasselbe Handtuch zu benutzen, an dem die jungen Männer ihre Hände trockneten.

Dieser halben Unwissenheit der Mädchen stand ein ekelhafter Zynismus dieser Ladenjungen gegenüber. Sie erzählten sich die schmutzigsten Geschichten, renommierten mit ihren sexuellen Abenteuern und liebten es, ihre unzweideutigen Geschichten in Gegenwart der Mädchen zu erzählen, die sehr unter der Verlegenheit ihres halben Verstehens litten. Dieses Erzählen kommt mir heute vor, wie die perversen Handlungen eines Sadisten oder Exhibitionisten!

Uebrigens sind die jungen Leute der gebildeten Kreise häufig nur feiner, nicht besser als die der niedrigeren Klassen.

Wenn auch manche Demütigung durch mein

besseres Verhältnis zu den Mädchen von mir ferngehalten wurde, so brachte mein Stand doch so viele Widerwärtigkeiten mit sich, daß sich meine ursprüngliche Abneigung gegen den mir aufgezwungenen Beruf noch steigerte. Wohl nur die wenigsten Menschen haben eine Vorstellung von den Mühsalen dieses Berufes.

Man redet da so viel vom Schauspieler, der auf der Bühne lachen muß, wenn sein Herz auch noch so traurig ist; man schreibt und liest rührsame Geschichten von der armen Statistin und von Tänzerinnen, die lächeln müssen, wenn einer ihrer Lieben daheim krank liegt. Und nicht einer bedenkt, daß die Gesichter der Ladenmädchen ebenfalls oft nur die Maske für Leid und Trauer sind. Und während die Schauspielerin doch nur die wenigen Stunden auf der Bühne gezwungen ist, ein fremdes Leben, das sie nicht lebt, zu heucheln, dürfen diese armen Geschöpfe ihre Maske tagaus, tagein, von früh bis spät nicht ablegen. Eine Verkäuferin muß bei der ungezogensten Behandlung freundlich bleiben. An ihre Geduld werden die größten Anforderungen gestellt. Die Rücksichtslosigkeit kauflustiger Frauen kennt oft keine Grenze. Viele Frauen pflegen vor einem Einkauf sich erst in zehn verschiedenen Geschäften die Preise nennen zu lassen, um sie zu vergleichen, und bedenken nicht, daß der Ge-

hilfe oder die Verkäuferin, welche sie bedient haben, für jeden Kunden, der das Lokal verläßt, ohne zu kaufen, eine Rüge erhält, ja, in manchen Geschäften sogar Strafe zahlen muß.

Das soziale Elend ist besonders unter den Verkäuferinnen der Großstadt sehr groß. Man erzählte damals folgende wahre Geschichte: Ein Herr in Köln a. Rh. engagiert eine Verkäuferin. „Ich zahle Ihnen 25 Mark pro Monat." „Aber davon kann ich doch nicht leben," wandte das Mädchen ein. „Das ist Ihre Sache, liebes Kind, übrigens sind Sie bei mir nur in den Tagesstunden (!!) beschäftigt."

Ein Lehrling, der Bergheim und meine Familie kannte, kam mir höflicher als alle anderen entgegen. Ich war ihm sehr dankbar dafür. Leider dauerte diese Freundschaft nicht lange, denn der Bursche, wohl durch mein kameradschaftliches Zutrauen irregeführt, wurde unverschämt und zudringlich, als wir eines Tages gemeinsam in einem Keller arbeiteten. Ich gab ihm eine tüchtige Ohrfeige, aber mit unserer Freundschaft war's damit natürlich vorbei.

Ein kleines Gewitter zog sich wieder über mir zusammen. Ich war etwa ein halbes Jahr bei Werner, als die Wäscherin, die meine Sachen besorgte, davon zu sprechen begann, es müsse mit mir doch nicht

ganz richtig sein, denn so lange sie für mich wasche, und so weiter. . . .

Um ähnlichen, gefährlichen Erörterungen aus dem Wege zu gehen, wechselte ich meine Wäscherin von nun ab alle acht Wochen. Ich weiß nicht, ob man versteht, daß ich auch in diesem so unbedeutenden, ja sogar lächerlichen Umstande eine Tragik meines Lebens sah. Wieviel Zeit nahm doch diese nebensächliche Angelegenheit weg. Wieviel Lachen mußte ich deretwegen ertragen und wieviel Hohn! Ich empfand eine innere Empörung gegen eine Vorsehung, die mir so viel Ungemach auferlegt hatte.

Damals litt ich sehr unter religiösen Zweifeln, unter Zweifeln an einem Ausgleich sozialer Gerechtigkeit. Die Niedrigkeit meines Standes widerte mich an. Ich wollte mich befreien und wußte doch keinen Weg. Nur lernen wollte ich, viel lernen, denn ich glaubte, daß nur ein großes Wissen und Können mich aus meiner damaligen Lage erheben könnte.

Und ein geradezu fanatisches Sehnen, mir Kenntnisse anzueignen, erfaßte mich. Studieren. . . . alle meine Träume drehten sich um dieses Ziel. Jeder Akademiker war mir ein Halbgott. Besonders die Medizin zog mich an — in ihr, durch sie, hoffte ich endlich Klarheit über mich zu gewinnen.

Meine Lernbegierde steigerte sich ins Pathologische.

Ich empfand einen wahren Bildungshunger, — nur Wissen, Wissen wollte ich erwerben, was es auch sei. Auch kaufmännisches Wissen wäre mir recht gewesen, nur irgend etwas Abstraktes, das mich ein wenig aus dem Konkreten meines Tagewerks herausgerissen hätte. Die männlichen Lehrlinge schienen mir beneidenswert, weil sie wenigstens ihre kaufmännischen Fortbildungsschulen hatten. Sie lernten Englisch, Französisch, Stenographie und kaufmännisches Rechnen. —

Ich suchte meine alten Schulbücher hervor, wiederholte das Alte, längst Bekannte mit glühendem Eifer und schrieb in jedem freien Augenblick meine Gedanken in Aufsatzform nieder, auf Packpapier, den Rand alter Zeitungen oder was ich gerade zur Hand hatte.

Die Kollegen machten mich auf eine obskure Leihbibliothek aufmerksam, die sehr niedrige Preise hatte. Wissenschaftliche Bücher gab es da nicht, deshalb holte ich mir aus den Romanen billige Weisheiten.

Mein Eifer für das Geschäft litt natürlich unter den verschiedenen Interessen, aber Herr Werner sah freundlich darüber hinweg. Ich nahm eine Art kleiner Vertrauensstellung bei ihm ein, übersetzte und beantwortete die etwaige fremdsprachliche Korrespondenz und war Dolmetscherin, wenn Ausländer ins Geschäft kamen. Er belohnte mich für diese kleinen Dienste, indem er mich einige Male in eine literarische Vereinigung zu Vorträgen mitnahm. Die Erinnerung an diese Vorträge bilden die Lichtpunkte jener Zeiten. Es kam drei oder viermal vor. Vor allem gewann ich Herrn Werner, weil ich mit seinen Söhnen, einem Sekundaner und einem Tertianer, arbeitete, ihre Aufsätze schrieb und ihnen bei den englischen und französischen Arbeiten half. Das tat ich gern, weil ich mir dann sehr wichtig vorkam und außerdem für diese Stunde vom Geschäft dispensiert war.

Um trotz meiner Ungeschicklichkeit als Verkäuferin doch Nutzen aus meiner Tätigkeit zu ziehen, wurde ich für einige Zeit probeweise dem Aenderungsatelier überwiesen. Denn das Verkaufen wurde mir sehr schwer. Es fiel mir nicht leicht, die Leute zum Kaufen einer Sache zu überreden, die ihnen nicht gefiel, oder die sie eigentlich gar nicht nötig hatten, aber ein tüchtiger Kaufmann muß das können. Ich fand ein derartiges Verfahren gewissenlos.

So kam ich in die Nähstube. Zuerst hatte ich mich vor dieser Arbeit gefürchtet, weil ich meine Ungeschicklichkeit in Handarbeiten noch von der Schule her genugsam kannte; doch wurde mir diese Art Näherei ziemlich leicht. Ich hatte nur lange Nähte

auf der Maschine zu steppen, deren Mechanismus ich bald begriffen hatte.

Daß Männer mit der Maschine nähen, ist ja keine Seltenheit.

Es war mir ziemlich gleich, womit man mich tagsüber beschäftigte, denn ich betrachtete diese Zeit als leere Stunden, die mich von meiner Lieblingsarbeit, meinen Büchern, abhielten. Abends lebte ich auf. Wenn der Laden geschlossen war, versammelten sich die jungen Mädchen in einem gemeinsamen Wohnzimmer, machten Handarbeiten und plauderten. Ich arbeitete und las ihnen auch oft vor. Wenn die andern am Sonntagnachmittag spazieren gingen, saß ich in dumpfen Zimmern und las.

Unter den Büchern, die ich aus der Bibliothek erhielt, waren auch Broschüren über Frauenrecht und Feminismus. Die neuen Anschauungen begeisterten mich, weil sie sich vollkommen mit meinen Rechtsbegriffen deckten. Ich fand die Forderungen berechtigt, so ganz meinem Empfinden entsprechend, als hätte ich meine eigenen Ansichten niedergeschrieben. Ich fühlte mich den Männern geistig und körperlich gewachsen und sah keinen Grund, weshalb dieselben bevorrechtigt sein und größere Bildungsmöglichkeiten haben sollten, als ich und andere Frauen. Das hatte ich schon lange gedacht und fand es hier endlich

klar ausgesprochen. Ich war begeistert und hielt den Kolleginnen stundenlange Vorträge, bis sie sich ebenfalls zu meiner Meinung bekehrten.

* *
*

Nach etwa einjähriger Tätigkeit wurde ich zu meiner weiteren Ausbildung einer Filiale der Firma überwiesen, die sich in einer kleinen sächsischen Provinzstadt befand. Die alten Leiden begannen unter den veränderten Verhältnissen von neuem; nur gelang es mir diesmal, schneller das Vertrauen des Personals zu gewinnen. Es gab hier eine Volksbibliothek, aus der ich mir viele Bücher holte, freilich nicht nur gute, — denn diese Büchereien sind ja oft der Abladeplatz für das untauglichste Zeug, von dem man seine Bücherschränke befreien will. Ein Teil des Personals hielt eine Tageszeitung, und da ich mich sehr gefällig zeigte, so ließ man mich dafür bereitwilligst mitlesen.

* *
*

Zu dieser Zeit trug sich eines jener verheerenden Ereignisse zu, die ganze Ortschaften in unermeßliches Unglück stürzen. Die Zeitungen berichteten über alle

Einzelheiten; es wurden Aufrufe zu Sammlungen erlassen. Angesichts dieses Elends sei alles erwünscht, Geld und getragene Kleider.

Das Elend dieser obdachlosen Massen ergriff mich. Die waren ja noch ärmer als ich, und ich hätte ihnen so gern geholfen! Aber was konnte ich tun? Mein monatliches Taschengeld betrug drei Mark; das genügte wohl, um meinen Bedarf an Papier, Federn und Briefmarken zu decken, aber nicht zu einem, sei es auch noch so kleinen Beitrag für die bedauernswerten Opfer der Katastrophe in A. Und ich sagte mir schon damals, daß die Pfennige, die die Armen den Aermeren von ihrem Wenigen abgeben, zwar ethisch höher zu bewerten sind, daß die Taler der Reichen aber größere Kaufkraft besitzen und deshalb vorzuziehen sind. . . . Also diese Betätigung ging über meine schwachen Kräfte. Und andere, Reiche um Geld bitten, das war eine schwere Sache, denn wer würde mir, dem unbekannten Ladenmädchen, wohl Geld anvertrauen? So mußte ich darauf verzichten und mich auf das Sammeln warmer Kleidungsstücke beschränken. Ich ging frisch ans Werk, wandte mich an die männlichen und weiblichen Kollegen wegen alter Sachen, und bat sie, auch bei ihren Bekannten darum zu bitten. So bekam ich eine Menge Gegenstände, die allerdings nicht

im besten Zustande waren, viele sogar zerrissen und schmutzig.

Da verlor ich zum erstenmal in meinem Leben meine Scheu vor der Nadel und vor weiblichen Handarbeiten. Tagsüber hatte ich keine Zeit, daher nahm ich die Nächte zu Hilfe. Bis drei Uhr früh und länger saß ich im schlechtgeheizten Wohnzimmer und nähte, so lange meine erstarrenden Finger die Nadel nur halten konnten. An anderen Abenden wusch ich die unsauberen Stücke. Das war eigentlich das mühseligste Geschäft, weil ich kein Waschgerät hatte.

Die Hausfrauen werden verstehen, daß die Leibwäsche, die ich mit müden, ungeschickten Händen stückweise in meinem Waschbecken vornahm, nicht immer vor Sauberkeit leuchtete. Die ungewohnte Arbeit, das gebückte Stehen griff mich sehr an. Oft suchte ich erst am dämmernden Morgen, frostgeschüttelt und mit schmerzenden Händen mein Lager auf. Der Filialleiter verbot mir schließlich diese Arbeit; da tat ich es denn heimlich, — die Kollegen verrieten mich nicht. Die Nächte gehörten mir, da konnte ich tun, was ich wollte. An den folgenden Tagen war ich freilich müde und abgespannt, — war ich doch erst siebzehn Jahre alt, und die Jugend braucht Schlaf.

* * *

Eines Abends legte eine neue Verkäuferin ihren Kolleginnen die Karten. Auch mir. Ich würde einen Brief bekommen, prophezeite sie mir, und durch meine fromme Tat ein großes Glück machen. Ich lachte über ihren Aberglauben, ihre Hilfe wäre mir lieber gewesen. Auch war das, was ich tat, durchaus keine fromme Tat, sondern die selbstverständliche Betätigung meines sozialen Empfindens.

In einem versteckten Winkel stand meine Sammelkiste. Jeden Morgen legte ich die Arbeiten, die in der letzten Nacht fertig geworden waren, zu den übrigen Sachen, und freute mich am Wachsen meines Vorrats. Als die Kiste nahezu gefüllt war, wandte ich mich brieflich an eines der Mitglieder des Hilfskomitees und bat um Angabe der nächsten Sammelstelle.

Ich hatte erwartet, eine kurze, gedruckte oder schriftliche Anweisung für die Absendung meiner Sammlung von „Altertümern", wie die witzelnden Ladenjünglinge sie nannten, zu erhalten, und war darum nicht wenig erstaunt, als ich einen schweren

Brief bekam, den ein großes Siegel schloß. Der Brief war in liebenswürdiger Form gehalten. Nachdem er mir für mein Schreiben gedankt hatte, drückte der Herr sein Erstaunen aus, von einem Mitgliede meiner Kreise unterstützt zu werden, es würde ihn sehr interessieren zu erfahren, von wem ich zur Mitarbeit veranlaßt sei. Es würde ihn freuen, bald von mir zu hören.

Der Brief ging von Hand zu Hand und wurde gebührend bewundert. Die Kartenkünstlerin meldete sich gleich und meinte, der verheißene Brief wäre ja nun schon da, und das übrige würde folgen. — Jedenfalls hatte das Schreiben mich froh gestimmt. Es war doch immer ein Gruß aus höheren Lebenskreisen, mit denen sich bei mir die Vorstellung reinerer, gehobenerer Geistesrichtung verband.

Nach einigen Tagen antwortete ich, daß ich den Gedanken zur Sammlung selbständig gefaßt hätte und machte Mitteilung von der Absendung der Kiste.

Nun entspann sich eine weitere Korrespondenz, in deren Verlauf Herr Stadtrat O. mich fragte, wie ich zu dieser Stellung gekommen sei, ob ich mich wohl darin fühlte oder irgend einen Wunsch hätte; wenn ja, dann möchte ich ihm doch schreiben.

In meinem Antwortschreiben erzählte ich ihm von meiner Kindheit, aber natürlich nicht von meinem

Geheimnis, das ich ängstlich in mir verborgen trug. Einen erfüllbaren Wunsch hätte ich nicht, es sei denn nach Büchern. Ich wollte lernen, immer nur lernen.

Nach acht Tagen erhielt ich ein Paket mit guten Büchern, die der Stadtrat aus seiner eigenen Bibliothek für mich ausgewählt hatte, zugleich ein freundliches, aufmunterndes Schreiben. Ob ich denn ein besonderes Interesse für die von mir bezeichneten Fachstudien hätte? Er errate meinen Herzenswunsch: ich wolle studieren. Natürlich dürfe ich mir keine Hoffnungen machen, aber er wolle seine Verbindungen auszunützen suchen.

Ich war im siebenten Himmel und ging träumend herum. Dieses Glück! Ein gläubiges Erschrecken ging durch meine Seele, ich gelobte mir, wenn mir geholfen würde, mit allen meinen Kräften dann auch andern zu helfen. In der entflammenden Begeisterung schrieb ich meinem neuen Gönner. Ich erzählte ihm, daß es die große Sehnsucht meines Lebens sei, Medizin zu studieren und wie ich schon als Kind davon geträumt hätte. Auch von meinen naturwissenschaftlichen Spielereien schrieb ich ihm, von meinen Sezierversuchen an toten Ratten und Mäusen. Wie herrlich müsse es sein, in der äußersten Not als rettender Helfer zu erscheinen. Aber auch Nationalökonomie interessiere mich sehr.

Seine liebenswürdige Antwort schloß er mit den freundlichen Worten: „Uebrigens, meine liebe, junge Freundin, bin ich begierig, Sie kennen zu lernen. Sie haben einen so regen Geist und eine Auffassung, wie ich sie sonst noch nie bei einer Frau traf. Ich hoffe, daß wir späterhin gut zusammen arbeiten werden."

* *
*

Um jene Zeit erfuhr ich von einem Kollegen, daß in dem kaufmännischen Verein, dem er angehörte, ein Vortrag über das sogenannte „Frauenrecht" stattfinden solle. Der Redner war ein bekannter Reaktionär, ein ziemlich unbedeutender Mensch, dessen Bedeutung lediglich im Aufspüren der Schwächen seiner lieben Mitbürger bestand. Wie der Mann mit dieser Sache, die mir so wert war, umspringen würde, wußte ich.

Ganz bestürzt wandte ich mich an Herrn O. und bat um Rat.

Er selber könne mit solchen Sachen nichts zu tun haben, schrieb er zurück, verwies mich aber an einen Freund seines Sohnes, der in einer benachbarten Großstadt wohnte. Dieser Herr habe sein Interesse für die Frauenfrage bereits oft betätigt. Ich setzte mich mit ihm sofort in Verbindung und

erhielt auch die Zusage, daß er am bestimmten Abend herüberkommen würde.

Der große Abend kam. Mit der Erlaubnis meines Prinzipals holte ich den Herrn vom Bahnhof ab. Die Bereitwilligkeit, mit welcher dieser sich der Reise unterzog, setzte mich in Erstaunen; später erfuhr ich, daß er sie auf den Wunsch meines väterlichen Freundes unternommen hatte, der gerne ein direktes Urteil über mich hören wollte.

* * *

Die Leute sahen verwundert auf, als ich mit dem fremden Herrn in den Saal trat.

Eine hitzige Debatte, die mit dem Siege der Frauenpartei endete, füllte den Abend aus. Es war die erste öffentliche Versammlung, an der ich teilnahm; ich fühlte mich ganz in meinem Element. Der Redner meiner Partei erschien mir in seiner sieghaften Beredsamkeit wie ein Halbgott, dem ich es bald nachtun wollte. Ich hätte gerne in die Debatte eingegriffen, doch unterließ ich es, weil ich meinen Chef nicht noch mehr reizen durfte, und auch fürchtete, die Sache zu diskreditieren, wenn eine so unbedeutende Person, wie ich, da mitsprechen würde. Die Diskussion dauerte bis Mitternacht.

Mit einem Händedruck gingen wir an jenem Abend

auseinander. Meine Mitangestellten prophezeiten mir für den andern Morgen ein höchst unangenehmes Wetter. Alle aber waren darin einig, einen so genußreichen Abend noch nicht erlebt zu haben.

Am andern Morgen gab es wirklich eine große Szene. Herr Müller wollte das Lehrmädchen entlassen, „dieses grüne Ding, das es wagte, eine andere Meinung zu haben, als so viele reiche und alte Leute."

Es dauerte manche Woche, bis der Sturm sich legte.

Wenn ich heute auf einer Reise jene Stadt berühre, so empfängt mich mein ehemaliger Chef mit strahlendem Gesicht, bittet mich, sein Gast zu sein und stellt mir jeden Reisenden vor, der zu ihm kommt. Dann wispert er mit ihnen in der Ecke: „Ja, und was denken Sie, diese Nora Body — Sie haben doch schon von ihr gehört? Wie? Ach was, j e d e r hat schon von ihr gehört! Diese Nora Body war 'mal bei mir Lehrmädchen! Unglaublich, was?"

Die Lichtpunkte meines damaligen Lebens waren die Briefe meiner Freunde, besonders die des Stadtrats. Ich erwartete sie fast mit derselben Spannung, wie ein verliebter Jüngling die Briefe einer Geliebten. Er wußte mir immer etwas freundliches zu sagen, und tat es vor allem in einer so vornehmen Weise,

daß er mir die Dankbarkeit nicht zu einer Bürde, sondern zu einer wirklichen Freude machte. Die wenigsten Menschen verstehen zu geben. Die einen verlangen, daß man ihnen überschwänglich danke, die andern machen das Nehmen zur Unmöglichkeit, indem sie jeden Dank, oft die einzige Gegenleistung des Beschenkten, zurückweisen. Herr O. erwies sich nach dieser Richtung hin von geradezu idealem Taktgefühl. Nie erweckten seine Briefe, deren jeder mir in dieser schweren Zeit ein Halt war, die Empfindung, als seien sie von einem Gönner an seinen Schützling geschrieben, sondern er betonte immer das Freundschaftliche in unseren Beziehungen und tat fast so, als ob er, der Alte, mir, der jüngeren Persönlichkeit, zu Dank verpflichtet sei. Für diese vornehme, taktvolle Weise schulde ich ihm fast noch mehr Dank, als für seine Taten.

Eines Tages schrieb er mir, es scheine ihm nun doch unerläßlich, mich persönlich kennen zu lernen.

Er bestimmte einen Ort in der Nähe. Wenige Tage darauf fand die erste Begegnung statt. Mein Gönner machte mir im Laufe der kurzen Unterredung eine Eröffnung. Die Stipendien, über die er verfügte, verteilten sich nur über zwei Jahre. Das medizinische Studium war mir verschlossen, weil mir das Reifezeugnis fehlte. Zwar hätte ich es mir wohl

in zweijähriger, eifriger Tätigkeit erwerben können, doch wären dann nur noch wenige Mittel für die Universitätsjahre geblieben. Auch wollte ich bald in der Lage sein, mich selbst zu unterhalten, meine Mutter zu unterstützen und die empfangene Summe zurückzuzahlen. Nach kurzem Besinnen, ob das philosophische Studium nicht am Ende doch vorzuziehen sei, entschied ich mich am selben Tage noch für die Nationalökonomie.

Wie jeder Laie, der an diese weiten Gebiete herantritt, hoffte ich, dereinst meinen Teil an der Lösung sozialer Fragen beizutragen. Zwar bereitete mir der Verzicht auf die Medizin eine große Enttäuschung; da ich jedoch eine ziemlich tätige Natur bin, vertiefte ich mich in meine Arbeit und fand mich bald mit dem Unabänderlichen ab.

* * *

Große, unerwartete Schwierigkeiten wurden mir seitens meiner Mutter in den Weg gelegt. Der Gedanke, mich studieren zu sehen, war ihr unsympathisch. Auch hatte sie in ihrem wechselvollen Leben schon soviel Trübes erfahren, daß sie an soviel Glück nicht glauben konnte. Außerdem war dadurch die Aussicht auf eine erwerbsbringende Tätigkeit für mich in zu

weite Ferne gerückt. Aus diesem Grunde verweigerte sie ihre Zustimmung. Endlich wandte sie sich direkt an Herrn O. mit der Bitte um Aufklärung. Seine Antwort, die umgehend eintraf, beruhigte sie. In diesem Briefe, der noch jetzt in meinem Besitze ist, heißt es: „Was Ihre Tochter auch immer unternehmen mag, sie wird überall ihren Platz ausfüllen. Wir haben hier Gelegenheit, sie in die Kreise zu erheben, in die sie ihrer ganzen Veranlagung nach gehört, und ich glaube, Ihre Tochter wird einst auf einem verantwortungsvollen Boden stehen, zum Ruhme für Sie und uns, zum Heile für alle Frauen und zum Segen für die Menschheit."

Hiernach verweigerte meine Mutter ihre Einwilligung nicht länger. Mein Lehrvertrag wurde gelöst.

* * *

Wir hatten uns für Berlin entschieden. Am 1. April kam ich in der deutschen Hauptstadt an. Der Zug mußte vor der Einfahrtshalle des Potsdamer Bahnhofs warten, weil die Geleise besetzt waren. Ich saß in quälender Unruhe in meiner Ecke, berauscht von dem Gedanken, dieser riesengroßen Stadt mit ihren zahl- und endlosen Bildungsmöglichkeiten so nahe zu sein.

Nach Ueberwindung verschiedener Schwierigkeiten wurde ich als Hörerin aufgenommen. Ich übergehe die Einzelheiten der nun folgenden Zeit, sondern will hier nur bemerken, daß mir das Studium nicht schwer fiel, daß ich bei den Professoren gut angeschrieben und bei den Kollegen beliebt war. Die Arbeit machte mir unsagbare Freude. Ich war aus dem früheren Joche befreit, von den erlittenen Drangsalen erlöst! In der Sphäre der Wissenschaft milderten sich Schmerzen, Sorgen und Zweifel an meinem Geschlecht. Die geistige Arbeit, auf die ich mich mit Eifer warf, wirkte erfrischend auf meine überreizten Nerven, und ich begann mich als Mensch unter Menschen zu fühlen. Nicht als gleichwertiger Mensch, sondern als einer, der eben anders gewertet werden muß, als die übrigen.

Ich arbeitete mit Feuereifer. In meiner freien Zeit schrieb ich eine Artikelserie über das Thema: „Die beste Art der Organisation sozialer Vereinigungen." Sie wurde von einer geachteten Zeitschrift zum Abdruck angenommen. Dr. M., eine Autorität auf diesem Gebiete, hatte ungläubig gemeit: „Was? Ein junges Mädchen von siebzehn Jahren soll diese Zeilen verfaßt haben? Unmöglich. Ich halte es überhaupt nicht für möglich, daß eine Frau so schreibt." Aehnliches wurde mir

öfter gesagt. Mithin muß in meinem geistigen Schaffen eine spezifisch männliche Note liegen, wie sie schreibenden Frauen nicht eigen zu sein pflegt.

Betonen will ich hier wiederum meine Anschauung, die ich mir in meinen Mädchenjahren erwarb, also aus einer so genauen Kenntnis der Frauen, wie sie andere Männer kaum erlangen können. Meine These lautet: „Frauen sind im Vergleich zu Männern nicht minderwertig, sondern anderswertig. Sie sind, nur auf andere Weise, durchaus imstande, auf dem Gebiete der Wissenschaft dasselbe zu leisten, wie die Männer. Der Unterschied liegt lediglich in der Methode.

Meine Artikel fanden im allgemeinen eine günstige Beurteilung. Das ermutigte mich begreiflicherweise in meinem Schaffen und förderte es. So kam ich zu allerlei Beziehungen, die mir für meine Zukunft wertvoll schienen.

Im Kreise der Studenten und Studentinnen war ich schnell beliebt. Man geht bei der Beurteilung studierender Frauen von anderen Gesichtspunkten aus, als bei der Bewertung von Ladenmädchen.

Eine Studiengenossin forderte mich auf, an einer öffentlichen Versammlung teilzunehmen. Es war in den ersten Wochen meiner Studienzeit. Der Saal war überfüllt. Das nervenerregende Fluidum, das der

Anblick so vieler Menschen ausströmt, lag in der Luft. Der Mann auf dem Rednerpulte fand mit seinen Ausführungen meinen Beifall nicht. In erregtem Tone und etwas befangen griff ich in die Diskussion ein. Ein lebhafter Beifall bewies, daß meine dem Vorredner erteilte Abfertigung den Anwesenden gefiel. Ich ergriff an jenem Abend noch öfter das Wort, und meine anfängliche Befangenheit verlor sich immer mehr. Seit dieser Jungfernrede habe ich in einer ganzen Reihe von Volksversammlungen in vieler Herren Länder gesprochen, ohne eine Spur von Lampenfieber zu empfinden.

* * *

In einem studentischen Zirkel lernte ich eine kleine Amerikanerin kennen, die in Berlin das Lyzeum besuchte. Sie kam mir sehr liebenswürdig entgegen und verwöhnte mich durch Freundlichkeit und Güte. Ihre Zuneigung trug einen etwas eigentümlichen Charakter; sie liebte es, mich zu bedienen, trug meine Bücher, bereitete mir den Tee und was solcher kleinen Hilfeleistungen mehr sind. Als wir einmal gemeinsam zum Schwimmen gingen, wollte sie mir gewaltsam beim Ankleiden helfen, und ich konnte

mich nur mit Mühe vor ihren Händen schützen. „I love you with all my heart", versicherte sie mir wiederholt, „and I feel for you in quite a different way from what I do for all my other comrades". (Ich liebe dich von ganzem Herzen, und ich bin dir in ganz anderer Weise zugetan, als meinen anderen Kolleginnen.)

Sie war ein heiß-sinnliches, leidenschaftliches Geschöpf, das mit siebzehn Jahren seine Jungfrauschaft als eine schwere Last trug. Sie küßte mich viel und drückte meine Hände dabei in leidenschaftlicher Aufwallung an ihre Brust. Sie war glücklich, wenn ich sie dort ruhen ließ oder sie leicht liebkosend streichelte. Nun, ich tat es gerne; sie erregte meine Sinne zur wildesten Ekstase, der freilich eine tiefe Reaktion folgte, weil sie schließlich doch unbefriedigt blieben.

Zufällig kam sie eines Mittags in meine Wohnung, als ich angekleidet auf dem Bette lag. Wir sprachen über irgend ein Ereignis des Tages, aber sie war verwirrt und vermochte mir nicht zu folgen. Ihre Augen irrten mit nervösem Flackern unstät umher. Plötzlich warf sie sich unvermittelt über mich, umschlang mich inbrünstig und küßte mich wie toll. Dabei sagte sie mir wirre Worte, die ich nicht verstand. Ihr Körper zuckte in hysterischen Krämpfen. Zuerst wollte ich sie fortstoßen, denn ihr exaltiertes Wesen stieß

mich ab; schließlich schlang ich den Arm um sie und erwiderte ihre Küsse.

Ohne ein Wort zu sprechen, verließ sie mich. Den Rest des Tages war ich zu jeder Arbeit unfähig. Nachts träumte ich von ihr. Ich träumte, sie zu besitzen. . . .

Aber ich wagte keinen Versuch, ihr Empfinden für mich zu ergründen; ich hätte ihr ja unfehlbar mein Geheimnis anvertrauen müssen. Auch glaubte ich, daß sie sich nur zu Frauen hingezogen fühlte und daß ich sie als Mann abstoßen würde.

In Wahrheit war Harriet ein ganz normal veranlagtes Mädchen, das sich nie zu Frauen hingezogen gefühlt hatte und später eine normale Ehe einging. Es war eben der Mann in mir, zu dem sie sich instinktiv körperlich hingezogen fühlte, vermöge des geheimnisvollen Triebes, dem sie unterlag, so sehr sie auch mit allen seelischen Kräften dagegen anzukämpfen versuchte.

Von da an mied ich sie, denn ich begann sie zu fürchten. Ihre Umschlingungen machten mich schwach, fast ohnmächtig, und da ich unbefriedigt blieb, litt ich unter dem wilden Drängen meiner aufgepeitschten Nerven. Nach solchen Szenen war ich stets sehr aufgeregt. Ich fühlte den Trieb, dieses Mädchen zu umschlingen, zu zermalmen, sie zu töten. Dann

aber schämte ich mich dieser brutalen Regungen, und mied sie deshalb.

* * *

Später fand ich ein junges Mädchen, eine Friesin, die mir sklavisch ergeben war. Sie liebte mich, hegte eine uneingeschränkte Bewunderung für mich und alles, was ich tat. Auch sie küßte mich viel; jedoch blieb ich kühl, da ich froh war, Harriets sinnliche Attacken überwunden zu haben. „Ich liebe Ihre Hände," sagte sie eines Tages. „Schlagen Sie mich! Es muß eine Wonne sein, von solchen Händen geschlagen zu werden!"

Ich antwortete ihr sehr brüsk, weil solche Ergüsse mich anwiderten. Nun erkaltete sie. Da aber erwachte in mir ein unbestimmtes Sehnen, der Wunsch nach ihrer Gegenwart. Ich versuchte sie wieder an mich heranzuziehen, besuchte Zirkel, in denen ich sie treffen konnte, machte ihr sogar Fensterpromenaden. Die erotischen Träume meiner Nächte drehten sich eine Zeitlang um sie. Sie wich mir aber aus. Diese unwürdige Toggenburgrolle gab ich indessen bald auf, und widmete mich um so ernster meiner Arbeit. Mit erneutem Eifer nahm ich meine publizistische Tätigkeit auf.

An Herrn O. schrieb ich gern und oft. Er erkundigte sich bei einem Professor, der mir ein Privatissimum las, nach meinen Fortschritten. In der Antwort dieses Herrn heißt es: „Was nun unser Fräulein O. Body betrifft, so besitzt dieselbe ungeachtet ihrer Jugend eine vielseitige Bildung und einen auffallend klaren Verstand, Eigenschaften, die bei jungen Mädchen ihres Alters in so fortgeschrittenem Grade selten zu finden sein dürften." — Von diesem Briefe wurde mir erst nach Vollendung meiner Studien Kenntnis gegeben.

* * *

Eine junge russische Studentin gab einen Teeabend. Da es bei ihr behaglich zu sein pflegte, folgte ich der Einladung. Die Unterhaltung war sehr angeregt. Wir debattierten über eine philosophische Frage, und da mich das Thema interessierte, sprach ich in der Debatte des öfteren mit.

Eine Studentin aus Hamburg, die an diesem Abend zum erstenmal in jene Kreise kam, wohnte in dem gleichen Stadtteil, wie ich. Wir gingen daher in Gemeinschaft durch den warmen Sommerabend nach Hause.

Meine Begleiterin war ein hochgewachsenes

Mädchen mit klugem Gesichtsausdruck und von vollendet schönem Wuchse. Sie trug den herrlichen Kopf mit den blonden prächtigen Flechten stolz zurückgebogen. Die blauen Augen hatten einen tiefen Glanz. Eine dumpfe, ergebungsvolle Sinnlichkeit lag über ihrem Wesen.

Wir gingen Arm in Arm unserm Ziele zu. Durch die dünnen Sommerblusen fühlten wir die Wärme unserer Körper, das Pulsieren des Blutes. Ich war erregt, sie noch mehr. Sie sagte mir allerlei Freundliches über meine Aufsätze, die sie gelesen hätte. Aber das Gespräch stockte jeden Augenblick; schließlich schwiegen wir beide. Von Zeit zu Zeit drückte sie meinen Arm in heißer, scheuer Zärtlichkeit.

Ich begleitete sie bis zu ihrer Wohnung. Das tat ich in dem Gefühl natürlicher Ritterlichkeit dem weiblichen Geschlecht gegenüber, dem ich mich in einem wundersamen Gemisch ergeben und doch zugleich überlegen fühlte. Außerdem wäre ich bei einer eventuellen Belästigung wohl besser mit einem zudringlichen Manne fertig geworden, als die scheue Lucie. Mit dem Wunsche nach einem baldigen Wiedersehen gingen wir auseinander.

Als ich am andern Morgen nach unruhigen Träumen erwachte, fand ich ein Telegramm vor, durch das sie mir ihren Besuch für den Nachmittag an-

zeigte. Sie kam, wir fanden weiteres Gefallen aneinander und wurden gute Kameraden.

Als die Sommerferien kamen, war ich auf Einladung ihrer Mutter einige Wochen ihr Gast.

Die in Hamburg verbrachte Zeit war sehr schön. Das Heim der Lensteins zeugte von gutem Geschmack. Die Einrichtung war luxuriös, jedoch in keiner Weise aufdringlich.

Lucies Vater war auf einer Nordlandsreise, und da Frau Lenstein leidend war, blieben wir viel auf einander angewiesen.

* * *

Von dieser Zeit ab führte ich ein Tagebuch. Nachdem ich die bisherigen Erinnerungen in meinem Gedächtnis niederschrieb, stehen mir von jetzt ab meine Tagebücher zur Verfügung. Ich erzähle das Nachfolgende also an der Hand dieser Aufzeichnungen.

Frau Lenstein war ans Bett gefesselt. Ich verbrachte manche Stunden in ihrer Gesellschaft und glaube, daß sie mich wirklich lieb gewann. Eines Tages machte sie mir den Vorschlag, doch ganz zu ihnen überzusiedeln. Ruhe zur Arbeit würde ich in ihrem Hause wohl finden. Pflichten hätte ich weiter nicht; wenn ich ihr oder Lucie von Zeit zu Zeit eine Plauderstunde widmen wolle, so würde man das

als eine aus freiem Antriebe gewährte Liebenswürdigkeit dankbar annehmen.

Meine beiden Stipendienjahre waren um, meine Studien so weit gediehen, daß ich sie allein weiterführen konnte, und nach akademischen Würden trug ich kein Verlangen. Diese gütige Einladung hätte mich einer großen Sorge überhoben, doch wagte ich nicht, sie anzunehmen. In einem so geregelten Hauswesen, wie dem Lensteinschen, hätte sich meine Eigenart doch nicht auf die Dauer verbergen lassen. Dann hatte ich auch noch andere Bedenken. Lucies Liebe wurde täglich stärker; sie näherte sich mir immer mehr und mehr, — durfte ich das Vertrauen dieser edlen Menschen täuschen, welche fest daran glaubten, daß es lediglich mein guter Einfluß sei, der das Mädchen so an mich kettete? Nein — ich wollte und konnte ihre Güte nicht so schlecht vergelten und lehnte deshalb das Anerbieten ab. Man wollte meine Weigerung zuerst nicht gelten lassen; schließlich mußte ich versprechen, wenigstens bis zum Semesterschluß bei ihnen zu bleiben.

Mit Lucies einzigem Bruder, einem talentvollen jungen Maler, verband mich freundschaftliche Kameradschaft. Wir sprachen über alles, was uns bewegte, besonders über soziale und sittliche Fragen. Er erbot sich, mich zur Ergänzung unserer Gespräche

durch die Gänge und Gäßchen zu führen, in denen die ärmste Bevölkerung Hamburgs haust. Ich sah diese Gegenden zuerst bei Tage, dann aber auch nachts, weil sich das Leben in diesen Straßen zur Nachtzeit am charakteristischsten entwickelt. Wir kamen auch durch jene Gassen, in denen die Prostituierten kaserniert sind. Mein Begleiter gab mir genauen Aufschluß über die Lebensverhältnisse dieser durch private Ausbeutung und soziale Aechtung geknechteten, bedauernswerten Menschen.

Lucie verzichtete darauf, an unseren Studiengängen teilzunehmen. Das Vorhaben erschien ihr zu unweiblich. Sie war aber eifersüchtig auf Fritz, dem ich so viel Zeit widmete.

Jedenfalls bildeten diese ungebundenen Streifzüge ein etwas seltsames Unterfangen für eine junge Dame. Herr Lenstein, der inzwischen von seiner Reise zurückgekehrt war, fand das auch. Seine Frau verteidigte mich jedoch aufs wärmste. Ich sei eine so ungewöhnliche Persönlichkeit, daß ich mir so etwas schon gestatten dürfe. Ich könne dadurch vielleicht Erfahrungen sammeln, die sich für die ganze Frauenwelt nutzbar erweisen würden.

Auch mit Herrn Lenstein, der ein Amt bei der Hafenverwaltung bekleidete, stand ich bald auf kameradschaftlichem Fuße. Unter seiner Leitung lernte

ich zuerst die großen Schiffe kennen, die die Auswanderer in ihre neue Heimat tragen. Er zeigte mir den Freihafen und gab mir Gelegenheit, das bunte Treiben der Zollämter mit ihren tausend Waren aus aller Herren Länder kennen zu lernen. Am meisten aber interessierten mich die Auswanderer. Ich beschäftigte mich viel mit ihnen, knüpfte Unterhaltungen an und erhielt dadurch manchen Einblick in ihre persönlichen Verhältnisse, wie in die wirtschaftlichen Zustände ihrer Heimatländer. Ein jäher Abgrund von Elend tat sich vor meinen Augen auf, so daß ich beschloß, diesen Fragen näher zu treten, vielleicht, daß ein Appell an die öffentliche Meinung sich von Nutzen erweisen würde.

Herr Lenstein versah mich mit statistischem Meterial, so daß ich auch wissenschaftliche Studien machen konnte. Der Umstand, daß mich meine früheren Studien viel mit Russen, Rumänen und Galiziern zusammengeführt hatten, bewirkte, daß mir dieses Treiben nicht ganz fremd war. Wenn ich um Material bat, wurde mir solches bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

Unter den Auswanderern gibt es zahllose interessante Typen. Starkknochige Kroaten, schlanke, feine Polenweiber, aus Rußland vertriebene, schwermütige, verelendete Juden, die schwarzen, wilden Ru-

mänen in ihrer Nationaltracht und die schwerfälligen Ruthenen in ihren weißen Pelzen, — ein so buntes Bild, und doch so einförmig in seinem grauen Elend. Ich begann mich für die Heimatländer der Auswanderer zu interessieren, und las deshalb zu dieser Zeit viele russische Romane in deutscher Uebersetzung — unter anderem auch Turgenjews König Lear der Steppe. Darin wird erzählt, daß der Alte, dem man alles nimmt, auch sein Messer, seinen Bart zuletzt über einer Kerzenflamme abbrennt. Nun machte mir mein starker Bartwuchs von Jahr zu Jahr immer größere Schwierigkeiten. Rasieren mochte ich mich nicht, um nicht durch schwarze Stoppeln verraten zu werden, so hatte ich mir denn die Haare mit einer Pinzette entfernt. Das tat sehr weh und half auch immer nur auf kurze Zeit. Jetzt versuchte ich sie abzubrennen, das ging besser und war radikaler.

Unter den Auswanderern fiel mir die große Zahl der Frauen und Mädchen auf. Ich fand, daß diese Frage auch für Frauen Interesse hat, und verwertete jetzt die Resultate meiner Studien in mehreren Aufsätzen, in denen ich nicht nur die Tatsachen feststellte, sondern auch den Ursachen nachging, wobei ich nicht umhin konnte, die politischen und sozialen Verhältnisse der in Betracht kommenden einzelnen Länder zu beleuchten. Zu dieser Zeit fanden im deut-

schen Reichstage große Polendebatten statt, und auch die Wirren in Ungarn lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Diese Umstände trugen viel dazu bei, daß meine Artikel in weiteren Kreisen Beachtung erregten. Ich zeichnete dieselben mit gekürztem Vornamen.

Eines Tages bekam ich durch die Vermittelung der Redaktion einen Brief von einer großen deutsch-amerikanischen Zeitung mit etwa folgendem Inhalt: „Wir lasen Ihre Artikel und bitten Sie, unseren Vertreter für Deutschland aufzusuchen. Sie schreiben da sehr gut über Polen und die Polenfrage, die doch jetzt von allgemeinem Interesse ist; besonders für Deutsche in Amerika. Wollen Sie in unserem Auftrage eine Reise nach Polen machen, und auch nach Siebenbürgen, wo die Deutschen unterdrückt werden? Wir bitten um Ihre Bedingungen und vor allem um Ihren Besuch."

Zuerst lachten wir sehr über die Meinung, ein Mann habe meinen Artikel geschrieben, und bedauerten lebhaft, daß mir diese gute Gelegenheit entgehen sollte. Schließlich ging ich aber doch zu Mr. Webber und stellte mich vor. Anfangs war er sehr enttäuscht, eine Dame vor sich zu haben, und bat sich Bedenkzeit aus. Schließlich einigten wir uns,

und ich übernahm diese Reise zu für mich sehr günstigen Bedingungen.

* * *

Die Aerzte hatten Frau Lenstein einen Strandaufenthalt verordnet. Lucie und ich begleiteten sie in ein stilles Nordseebad. Herr Lenstein kam jeden Sonntag zu Besuch. Wir machten weite Spaziergänge, an denen auch Frau Lenstein teilnahm, die sich in der kräftigenden Seeluft rasch erholte.

Am letzten Sonntag vor meiner Abreise kamen wir nach weiter Wanderung in ein kleines Fischerdorf.

Eine seltsame Unruhe lastete über dem kleinen Orte, die von der behäbigen Sonntagsruhe, die diese Leute sonst behaglich innehalten, befremdend abwich. Man erzählte uns, der Sohn eines Kurgastes sei beim Baden ertrunken, der Vater hatte einen Preis für die Bergung der Leiche ausgesetzt.

Auf der Dorfstraße standen überall Gruppen von Leuten zusammen, die den Unglücksfall besprachen. In einem dunklen Hausflur war ein alter Fischer mit dem Sortieren seiner Geräte beschäftigt. Wir traten zu ihm und fragten, was er suche.

„Nix wie Leichenhaken, Kinners, nix wie Leichenhaken, ich will mich heute einen feinen Fisch holen!"

Ganz entsetzt hörten wir diese Roheit an. Lucie klammerte sich nervös an meinen Arm und drückte meine Hand auf ihre Brust, die sich in stürmischer Aufregung hob und senkte. Auch mein Herz schlug schneller.

Wir waren nach dem herrlichen Wege am Wasser, das, von der späten Nachmittagssonne beschienen, sich in seiner strahlenden Bläue vor uns ausbreitete, unter lustigem Gespräch ins Dorf gekommen, und nun war unsere überschäumende Laune durch das tragische Unglück einer beklemmenden Stimmung gewichen.

Auch eine im Wirtshaus eingenommene Erfrischung vermochte nicht unsere Stimmung wieder zu beleben. Das ungewohnte starke Getränk steigerte nur unsere Aufregung. In Luciens Gesicht zuckte es schmerzlich; uns war beklommen zu Mute; wir vermochten es im Zimmer nicht auszuhalten und traten deshalb wieder ins Freie. Eng umschlungen gingen wir zum Strande. Es war dunkel geworden, so dunkel, wie es an einem Sommerabend nur werden kann, wenn der Mond scheint und zitternde Kreise auf das schwarzgrüne Wasser malt. Wir gingen durch den weichen Dünensand zum Wasser. Flutzeit. Langsam kamen die Wellen näher, die feinen Linien des gelben Sandes wie mit gierigen Lippen verschlingend. Lucie schmiegte sich an mich; ich legte

den Arm um ihre Schulter und strich ihr leicht liebkosend über das Haar. Es war ganz still am Strande. Zuweilen rauschten die Wellen lauter auf, wenn ein Boot vorbeitrieb, oder ein paar verhallende Ruderschläge klangen aus der Ferne zu uns herüber. Sonst kein Laut, kein Leben. Keine Menschenseele war am Strande. Vor uns lag die See, deren Wasser friedvoll singend vorbeiglitten. Und wir gedachten des Toten, und unsere Körper drängten sich eng aneinander. Der lag dort unten irgendwo starr und kalt; in unseren Adern aber brauste das Leben wilder und heißer, denn je.

Lucie warf sich in den Sand. Ich wollte mich neben ihr ausstrecken, sie aber riß mich stürmisch an sich, so daß sich unsere Körper dicht berührten. Und mit rührend weicher Stimme sagte sie immer wieder vor sich hin: „Ich habe dich so lieb, und ich habe solche Sehnsucht nach dir!"

„Ich habe dich auch von Herzen lieb und bin ja doch bei dir!" antwortete ich ihr, „wie kannst du dich noch nach mir sehnen?"

„Ich weiß nicht, aber ich sehne mich. Ganz dicht möchte ich bei dir sein. Weißt du, wie? Ich schäme mich." Mit zuckenden heißen Lippen küßte sie meine Hände.

Da faßte auch mich ein heißer Rausch, und ich bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen. . . .

Ein Schiff kam ganz nahe dem Ufer vorüber. Wir gingen ins Haus, in träumerische Gedanken verloren. Meine Hand lag um ihre Hüften und der Rhythmus ihrer Schritte wiegte meinen Körper.

Jeder andere würde sich an meiner Stelle überglücklich gepriesen haben, gleich von der Universität auf einen so lohnenden, ehrenvollen Posten berufen zu sein. Aber ein echtes, wunschloses Glücksgefühl kannte ich nie. Immer mehr litt ich unter dem wilden Begehren meiner jungen, aufgeregten Sinne. Ich litt auch unter dem Aufsehen, das mein bärtiges Gesicht erregte, so viel Mühe ich mir auch mit der Beseitigung der sprossenden Haare gab. Im Vergleich mit mir schien jeder Bauernbursche und jede Dirne beneidenswert; sie alle hatten volle Klarheit über das Wesen ihrer Persönlichkeit, indessen ich trotz meiner vorgeschrittenen Geistesbildung darüber noch im Dunkeln tappen mußte.

Nach einem kurzen Aufenthalt bei meiner Mutter trat ich meine Reise an, mit Empfehlungsbriefen und genügenden Geldmitteln versehen. Ich hatte die Weisung erhalten, mit dem Gelde nicht zu sparen, wenn ich dafür etwas Interessantes zu sehen bekäme. Zudem kommt man in den von mir bereisten Ländern sehr gut vorwärts, wenn man erst die richtige Art der Verständigung mit den Beamten kennen gelernt hat.

Da hatte ich eines Tages eine Strecke zu fahren, die die Entfernung zwischen Berlin und Breslau etwas übersteigt. Meine Karte reichte jedoch nur bis zur dritten, vierten Station hinter dem Ausgangspunkt meiner Reise, da ich ursprünglich dort übernachten wollte. Man hatte mich jedoch noch in letzter Stunde vor den dortigen Hotels gewarnt, und so wollte ich doch lieber die Nacht auf der Bahn als in einer obskuren Spelunke mit unwillkommenen, kleinen Bettgenossen zubringen.

Ich übergab dem Schaffner das Geld für ein Billet nach R., dem Endziel meiner Reise, wo ich in der Frühe geweckt werden wollte. Eine halbe Stunde vor Ankunft klopfte der Schaffner. Ich verlangte die Karte, der Mann lachte aber verschmitzt. „Ach, Mütterchen, so dumm bin ich doch nicht! Ich habe gar kein Billet gekauft. Habe gedacht, daß des Nachts

keine Kontrolleure kommen, und warum soll die Bahn das gute Geld verdienen? Hrom a peklo! Wir wollen es verdienen! Du für Kuchen, ich für wodka!"

Das ist nicht etwa ein vereinzeltes Beispiel. —

Meine Empfehlung verschaffte mir Zutritt zu allen Kreisen. Man erwies mir viel Gastfreundschaft, wohl weil man fürchtete oder hoffte, in meinen Reiseberichten erwähnt zu werden.

Die Reisen erwiesen sich als außerordentlich lehrreich für mich. Ich lernte viele interessante Persönlichkeiten kennen, Parteiführer, Industrielle, Parlamentarier und vor allem die Frauenkreise jener Länder.

Mein Tagebuch verzeichnet eine Episode aus jener Zeit, die für die Art, in der ich meine Geschlechtszugehörigkeit überwiegend empfand, bezeichnend ist. Ich sprach immer von mir als von einem Maskulinum. Ich sagte stets, ich bin Student, nicht Studentin, ich bin Berichterstatter, nicht Berichterstatterin.

Diese impulsive Gewohnheit rief einmal eine Szene hervor, die mir leicht gefährlich hätte werden können. Es war auf irgend einer Reise in einer ungarischen Kleinstadt am Rande der Karpathen. Mein Paß war mir gestohlen worden. Ich zeigte diesen Diebstahl im Polizeibureau an.

„Was sind Sie?" fragte mich der Beamte.

„Ich bin Zeitungskorrespondent."

„Nation?"

„Deutscher."

„Oho," sagte der Polizist, „Sie sind mir denn doch sehr verdächtig! Sie sehen aus wie ein Mann und sprechen wie ein Mann und sagen schließlich sogar, Sie sind ein Deutscher, nicht eine Deutsche? Das ist sehr verdächtig!"

Die Sache fing wirklich an, unangenehm zu werden. Schließlich rekognoszierte mich zum Glück eine Dame, die mein Bild mit Personalbeschreibung in einer Frauenzeitung gesehen hatte; sonst wäre die Sache am Ende sehr peinlich für mich geworden.

Ich fand in den weitesten Volkskreisen ein Elend wie es tragischer kaum auszudenken ist.

Besonders groß ist das Elend unter der weiblichen Bevölkerung, der ich auftragsgemäß mein Hauptinteresse zuwandte. Ich kann mir nicht versagen, an der Hand eines einzelnen Beispiels die Not derselben zu schildern.

In einer Stadt, die durch den Export landwirtschaftlicher Produkte ziemlich bekannt ist, fand ich bei

einem Unternehmer, der zirka dreißig Arbeiterinnen beschäftigte, folgende Verhältnisse.

Von den dreißig Mädchen hatten vier oder fünf eine Schule besucht; die Gebildetste hatte zwei Jahre am Unterricht teilgenommen. Die Arbeiterinnen standen im Alter von elf bis dreißig Jahren. Die Arbeitszeit dauerte zwölf Stunden, mit einer Stunde Mittagspause. Der Lohn betrug je nach Alter und Geschicklichkeit zwanzig bis fünfzig Pfennig nach deutschem Gelde für den — Tag, nicht etwa für die Stunde! Fünfzig Pfennig erhielt übrigens nur die Vorarbeiterin.

Die gebildeten Frauen stehen den ungebildeten meist fremd gegenüber. Zwischen Arm und Reich herrscht erbitterter Haß.

Ich sprach viel in Frauenvereinen, um der Idee des Frauenrechts so weit als möglich zu dienen; doch war die Wirkung meiner Vorträge dadurch beschränkt, daß sie erst übersetzt werden mußten.

Die Behörden kamen mir meist sehr entgegen; nur in einer Stadt verweigerte mir der Bürgermeister anfangs den Rathaussaal, den man gewöhnlich für solche Reden zur Verfügung stellte. Grund? Der Titel meines Vortrages hatte ihm mißfallen. Er lautete: „Arbeitslosigkeit und Unsittlichkeit." Daraufhin erklärte mir das gestrenge Oberhaupt der Stadt,

einen so unmoralischen Vortrag in „seinem" Saale nicht zulassen zu können, und beruhigte sich erst nach einer Titeländerung in seinem Sinne.

Es wurde ein großer Kultus mit meiner Person getrieben. Man bat mich um Autogramme, und an manchen Abenden verkaufte ich meine Unterschrift wohl ein dutzendmal für einen guten Zweck.

Auch mit meinen Haaren trieb ich einen schwungvollen Handel. Wieviel bei diesem Kultus die sachliche Begeisterung, wieviel eine unbewußte, sinnliche Zuneigung mitsprach, weiß ich natürlich nicht. Die Frau eines Parlamentariers sagte mir einst: „Wenn Sie sprechen, geht ein eigentümliches Fluidum von Ihnen aus, wie ich es noch nie bei einer anderen Rednerin empfunden habe; nur wenn mein Mann spricht, fühle ich etwas ähnliches."

Eine andere Dame sagte mir nach einem großen öffentlichen Vortrage: „Sie hypnotisieren uns ja; es geht wie ein starker Strom von Ihnen aus, welcher uns zwingt, Ihnen atemlos zu folgen und Sie anzusehen. Man *muß* Sie lieb haben."

Tatsächlich ergreife und bewege ich Frauen viel leichter, als Männer, und suggeriere Frauen in Vorträgen sehr leicht meine Meinung, und ich verstehe es, sie oft für Dinge zu gewinnen, die ihnen vorher ganz fern lagen. Das führte manchmal zu ein-

seitigen Freundschaften, die ich bei ihrer großen Menge nicht erwidern konnte.

So war es durchaus nicht wunderbar, daß man mich oft veranlaßte, private Gastfreundschaft anzunehmen. Zuerst hatte ich mich sehr dagegen gesträubt. Aber ein Erlebnis, das ich hier erzählen will, hat mich bald von dieser Scheu kuriert.

Ich sprach in einer Stadt von etwa 12 000 Einwohnern im nördlichen Ungarn. In der Nähe dieser Stadt ist die Teppichweberei als Hausindustrie sehr verbreitet, und der Wunsch, näheres über Entlohnung und Absatz dieser Heimarbeiten zu erfahren, führte mich nach Lomanosz, dem Zentrum derselben. Gleichzeitig hatte ich eine Einladung zu einem Vortrage von einem dortigen Verein „Frauenerwerb" angenommen. Man hatte mir ein Zimmer im ersten Hotel bestellt und es auf meinen Wunsch schon vor meiner Ankunft einer gewissen Kontrolle in Bezug auf Sauberkeit unterzogen.

Nach einem recht gemütlichen Abend brachte man mich in später Stunde nach meinem Gasthaus, dem „Cour royal". Offen gestanden, befiel mich schon ein gelindes Entsetzen, als ich diesen Bau nur von außen

sah. An der Tür gab es den üblichen Abschied. Zuerst verabschiedete sich die Bürgermeisterin von mir, indem sie mir unter freundlichen Worten ein Päckchen in die Hand drückte. Ich wollte ihr gerade sagen, daß ich für meine Vorträge kein Honorar annähme, als sie mir leise zuwisperte: „Ach bitte, nehmen Sie's doch, es ist ja nur eine kleine Aufmerksamkeit!" Dankend steckte ich das Päckchen ein und wandte mich zur Präsidentin, die mir mit verschämtem Lächeln ein kleines Fläschchen zusteckte. Vergeblich wehrte ich ab, weil ich ja doch nie Parfüms gebrauche, aber mein Protest half mir nichts, ebenso wenig bei einer dritten und vierten Dame, so daß ich schließlich mit sieben dieser Aufmerksamkeiten in meinem Zimmer landete. Ich entkleidete mich, und da die Luft im Zimmer nicht sonderlich angenehm war, griff ich nach dem vermeintlichen Parfümfläschchen, der liebenswürdigen Dame im stillen dankend, die in so freundlicher Weise meine Bedürfnisse vorgeahnt hatte. Als ich das Papier entfernte, fand ich aber kein Parfüm, sondern ein Flakon Insektenpulver. Erstaunt und belustigt öffnete ich das andere Paketchen — eine Schachtel „Echtes, persisches Insektenpulver. Unübertroffen zur Vertilgung von Insekten aller Art." „O Gott, das ist ja niedlich," dachte ich bestürzt und öffnete Nummer drei. „Sorisofon, das

Beste gegen Motten, Flöhe, Fliegen und jedes andere Ungeziefer." Nummer vier erwies sich als ein „Patentzerstäuber" für die unter eins bis drei aufgeführten Herrlichkeiten. Fünf und sechs waren Tinkturen, mit denen man sich einreibt, um todsicher gegen jeden Biß geschützt zu sein, und Nummer sieben abermals das bekannte Pulver. Ach, und bei jeder „Aufmerksamkeit" lag die Karte der freundlichen Spenderin mit dem Wunsche: Gute Nacht! „Ja, gute Nacht," dachte auch ich und seufzte beklommen. Nachdem ich eine Flasche Tinktur und zwei Pulver verschwendet hatte, legte ich mich nieder. Gegen Mitternacht erwachte ich und griff mit beiden Händen nach meinem Gesicht, das unerträglich brannte. Lange vermochte ich die Qual nicht zu ertragen. Dann stand ich auf und richtete ein gräßliches Blutbad an.

Ich legte mich nun auf das graue Ledersofa und hoffte, dort Ruhe zu finden. Nach einer Stunde erwachte ich wieder. Diesmal waren meine Hände dick geschwollen. Den Rest der Nacht verbrachte ich auf einem großen Eichentisch. Am anderen Morgen verließ ich den „Cour royal" sehr schnell, vor dem ich den Respekt während dieser Nacht gründlich verloren hatte.

Diese und ähnliche Erfahrungen veranlaßten mich schließlich, in kleineren Orten die Hotels ganz zu vermeiden und dafür lieber private Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Aber auch das hatte seine Schattenseiten. Man ist dort zu Lande sehr ungeniert. Meine Gastfreundin wünschte in solchen Fällen immer recht viel mit mir zu plaudern, und fand sich manchmal bei mir ein, während ich noch zu Bett lag. Natürlich war ich nervös bei diesen Besuchen, was einmal einer Dame auffiel. „Sie genieren sich wohl gar vor mir? Aber das ist doch der reine Unsinn, — eine Frau vor der andern! Sie sind trotz Ihrer Stellung im öffentlichen Leben noch so entzückend naiv!"

Es kam sogar öfters vor, daß ich das Zimmer mit der Hausfrau teilte, wenn der Gatte auf Reisen war, und einmal passierte es, daß ich mit einem jungen Mädchen das Bett teilen mußte. Der Gedanke war mir zuerst ganz schrecklich. Das Mädel küßte mich wie toll, aber es kam zu keinen intimeren Beziehungen. Sie empfand eben den Mann in mir. Es gibt ein Wissen des Körpers, das stärker ist, als alle Logik.

Mein Gesichtsausdruck war ganz männlich und fiel unter Frauen auf. Ich war den meisten Damen sehr sympathisch; mit manchen verband mich eine wirkliche Freundschaft. Aber trotzdem blieb fast bei allen eine gewisse Scheu vor der Eigenart meines Wesens bestehen. Im ganzen zeigen sich Frauen sehr

ungezwungen vor ihren Geschlechtsgenossinnen; man entkleidet sich zwanglos und empfindet die Gegenwart der anderen nicht als störend. Trotz des tiefen seelischen Vertrauens, das mir viele Frauen entgegenbrachten, kamen solche Ungezwungenheiten in meiner Gegenwart nicht auf.

Daß die Kleidung das Empfinden und das Urteil der meisten Menschen beeinflußt, zeigen einige Zeitungsberichte über meine Vorträge.

Das eine Blatt schreibt:

Nora O'B. ist eine hervorragende Rednerin, die männliche Entschlossenheit mit echt weiblichem Liebreiz verbindet.

In dem Bericht einer anderen Zeitung heißt es im Winter 1904:

Man hatte gestern Gelegenheit, eine junge und schöne Dame, geistvoll usw.

Man versicherte mir oft ganz erstaunt, man habe gar nicht geglaubt, daß man mit meinem Berufe so viel echte Weiblichkeit vereinen könne.

Manchmal belustigten mich solche Kritiken, meist aber stimmten sie mich traurig. Ich beneidete jeden Mann, der unbehindert durch Sitte und ohne Zwang alle seine geistigen und körperlichen Kräfte entfalten darf, während mir an allen Ecken ein: „Das

schickt sich nicht!" als hemmende Schranke den Weg versperrte.

* * *

Der Frauenverein in Starnowo lud mich zum Vortrag ein. Die Stadt ist so unbedeutend und klein, daß ich dieser Aufforderung kaum gefolgt wäre, wenn nicht ihre Eigenart mich angezogen hätte. Starnowo gehört zu den ältesten Ansiedelungen der Ukraine.

Am Bahnhof begrüßten mich die Damen vom Vorstand des Vereins. Ich sagte jeder einige freundliche Worte, und ging neben derjenigen, die mich zum Mittagessen eingeladen, der Stadt zu. Meine schöne, elegante, schlanke Begleiterin stach vorteilhaft von den anderen Damen in Starnowo ab. Ihre Kleidung war dezent und fein, ihre Sprache wohlklingend. Sie hatte ein junges Gesicht, aber — man sah das nicht sofort — über ihren Augen lag ein Schleier von Müdigkeit, eine tiefe Sehnsucht lag in ihrem Blick.

Es war ein trüber Novembertag, die schlecht gepflasterten Straßen standen voll Wasser. Der öde, trostlose Anblick übertrug sich auf meine Stimmung. Ich weiß nicht, was mich verwirrte. Ein banges Erwarten befiel mich. Ich sah von Zeit zu Zeit meiner Begleiterin verstohlen ins Gesicht, und traf dann ihre Augen, die mich in verwundertem Staunen ansahen.

Der Weg bis zu ihrem Hause war nicht weit. Nach dem Diner wollte ich in das Hotel gehen, doch sie sagte mir, daß man mein Gepäck bereits zu ihr gebracht habe, nun müßte ich für die Nacht bei ihr bleiben.

Nach einigem Zögern willigte ich ein. Wir gingen nach dem Vortrage gemeinsam nach Hause. Dann kleideten wir uns gemeinsam aus und plauderten noch lange, bevor wir einschliefen. Als ich am andern Morgen abreisen wollte, bat mich Hanna Bernhardowna — ich nannte sie nach der Landessitte mit ihrem Vornamen, und auch sie nannte mich Fräulein Nora — so liebenswürdig, noch einige Tage zu bleiben, daß ich einwilligte. Mir war es eine Freude, dieses schöne, sympathische Wesen anzuschauen. Ich hatte sie beim Ankleiden beobachtet und hatte nur das eine Wort gefunden: eine Königin! Kein anderer Mann hatte wohl Gelegenheit, so viele Frauen zu sehen und zu vergleichen, wie ich. Ich suchte nach einem Vergleich und fand nur dieses Wort.

Nach dem Frühstück saß ich am Schreibtisch und machte Eintragungen in mein Tagebuch. Ich konnte nicht schreiben, mein Ohr war voll fremder Klänge, meine Hände vermochten die Feder nicht zu halten, sie sehnten sich, in dem blonden, herrlichen Haar zu

wühlen, und mein Mund sehnte sich nach Küssen. Da hörte ich, wie die Tür geöffnet wurde. Als ich aufsah, begegnete ich den blauen Augen meiner Gastfreundin. Sie zog einen Stuhl an meine Seite, legte den Arm um mich und sah mich an. „Sie sind so lieb, ich möchte Sie küssen. Darf ich?" Ich hielt ihr lächelnd die Wange hin, aber obwohl sie mich kaum mit den Lippen streifte, fühlte ich, wie ich bei dieser flüchtigen Berührung erblaßte. Wir traten an das Klavier. Sie sang mit weicher Altstimme Lieder von Schumann, und mir war, als hätte ich die Melodien noch nie so verstanden, wie an diesem Tage.

Wir sprachen über die verschiedensten Fragen des Lebens. Sie war klug, und wer nicht über einen tiefen Blick verfügte, konnte sie bei der ruhigen Sicherheit, mit der sie sich gab, vielleicht für glücklich halten. Sie war es aber nicht. Das Gespräch kam auf meine Mission, ich erzählte ihr, daß ich einige Tage in der Hauptstadt der Nachbarprovinz verbringen wolle, und erfuhr, daß sie dort geboren sei.

Meine Tagebücher enthalten nur wenig Notizen über diese Tage. Ich gewann Hanna Bernhardowna sehr lieb und bewunderte die Harmonie ihrer Schönheit. Ihr stolzer Gang, ihre aufrechte Haltung, ihr ganzes Wesen paßten zu ihrer königlichen Erscheinung.

Der Abschied wurde mir sehr schwer. Ich schaute aus dem Kupee zurück, so lange ich konnte, und vermißte sie noch tagelang. Dann fand ich in meiner Arbeit Vergessen.

Wenige Tage darauf traf ich in N., der Geburtsstadt Hanna Bernhardownas und dem Schauplatz meiner neuen Tätigkeit ein. Als ich eines Morgens ausging, begegnete mir Hanna Bernhardowna an einer Straßenecke. Mein Herz schlug schneller, als ich sie erblickte. Ich wollte auf sie zugehen, sie begrüßen, aber während ich ihr mit allen Fasern meines Herzens zustrebte, lag auf meinen Gliedern eine eigentümliche Schwere; kaum konnte ich die Füße vorwärts bewegen. Ihr ging es ebenso. Ein glückliches Leuchten erhellte ihr Gesicht, als sie mich sah. Hand in Hand blieben wir so eine Weile stehen, eine in den Anblick der anderen versunken. Wir vergaßen die Menschen, die uns umgaben. Erst als einige Vorübergehende verwundert auf uns blickten, kam uns die Erinnerung an Ort und Zeit. Hanna legte ihren Arm in den meinen und zog mich fort. Der trübe Novembertag ward mir durch das Leuchten ihrer Augen ganz verklärt. Schwer und willenlos lag ihre

Hand auf meinem Arm, wir gingen, ohne auf den Weg zu achten, und befanden uns auf einmal auf einem abgelegenen Felde vor der Stadt.

Wir sahen uns verwundert an und wußten nicht, wie wir hierher gekommen waren, dann lachten wir beide in sorgloser Freude.

Wir küßten uns wieder und wieder, und mich erfaßte ein wunderbares Gefühl des Versinkens in uferlosen Meeren, als ihre Lippen meinen Mund berührten.

Ich blieb während der Dauer meines Aufenthalts viel mit Hanna beisammen. Entweder besuchte ich sie bei ihren Eltern, oder sie kam zu mir ins Hotel. Es war mir rätselhaft, welche Macht in ihr lag, daß sie plötzlich alle meine Gedanken erfüllte. Bei jeder Arbeit tauchte ihr blonder Kopf vor mir auf. Auch sie weilte mit ihren Gedanken den ganzen Tag bei mir. Ich ging wie in einem süßen Traum herum und fürchtete das Erwachen. Welch ein Wunder war mit mir geschehen?

Hanna kam schon früh morgens zu mir ins Hotel. Ich erwartete sie in qualvoller Spannung aller Nerven. Jeder Schritt, den ich auf der Treppe hörte,

machte mein Herz schneller schlagen. Und wenn sie dann wirklich kam, war ich unfähig zu sprechen, konnte nur auf sie zugehen, sie küssen und mein Gesicht tief in den Pelz vergraben, den ich langsam von ihrer Schulter streifte. Wir sprachen wenig. Wenn sie dann endlich neben mir auf dem Sofa saß, hielten wir still unsere Hände und fühlten das Fluidum, das unsere Sehnsucht von Herzen zu Herzen trug. Von Zeit zu Zeit küßten wir uns und saßen dann wieder schweigend da.

An jedem Morgen begann dieses fieberhafte Sehnen. Hin zu ihr. Alles andere erschien nebensächlich. Nichts von allem, was uns bisher wichtig, galt uns noch etwas. Aber sobald wir zusammen waren, lastete trotz des hohen Glücksgefühls die Angst vor dem Auseinandergehen drückend auf uns. Wir empfanden die kurze, allabendliche Trennung jedesmal schmerzlich und schoben den Abschied immer wieder hinaus.

Als ich endlich die Abreise nicht weiter aufzuschieben vermochte, begleitete sie mich nach der Stadt, die ich zunächst besuchte. Wir hatten dort eine gemeinsame Bekannte, die uns beide einlud, bei ihr zu wohnen. So waren wir vom frühen Morgen bis zum späten Abend beisammen. Und doch fanden wir auch diese Tage noch zu kurz; immer hatten wir uns noch etwas zu sagen, während wir Hand in Hand

saßen und uns in die Augen sahen, qualvoll, seligelebensfroh und doch todbange. Eine übermächtige Naturgewalt führte uns gebieterisch zueinander und vereinigte uns unlösbar. Alle Pflichten versanken, alle Menschen, die damals in unser Leben traten, huschten schattengleich an uns vorüber.

Sorge und Zweifel quälten mich immer und immer wieder von neuem. Was war ich nun eigentlich? Ein Mann? Ach Gott nein. Das wäre ein unsagbares Glück gewesen. Aber heute geschehen keine Wunder mehr. Ich wußte nichts mehr. Mein ganzes Leben wirkte wie starke Suggestion, die die Wahrheit verwischte. Jeder sah eine Frau in mir, sogar die Freundin nannte mich Nora. Wie hatte ich nur jemals denken können, daß ich ein Mann sei. Ich war ein anormal gebautes Mädchen, das war alles! Und dieses Gefühl? Ich wußte es nicht, wir beide wußten es nicht. Konnte diese selige, zwingende Macht ein Laster sein? Konnte dieses Berauschen an den reinsten Seligkeiten, der höchsten Schönheit des Lebens ein Laster sein? Tiefe Quellen brachen in uns auf. Wir lernten gemeinsam die Künste verstehen und genießen. Ihr lauschendes Ohr trank die Schönheit der Verse, die ich ihr vorlas, und ihr

Gesang galt nur mir. Schumann und Mendelssohn und die lieben trüben Volksweisen der Ukraine. Wie durch ein Wunder lernte ich in kurzer Zeit ihre Sprache sprechen und verstehen.

Was war dieses Gefühl, das uns beide unwiderstehlich aneinander band? Tiefe Liebe, von der ich nicht weiß, ob sie die Sinne beseelt oder der Seele Sinne gab, spann ihre Fäden zwischen uns und webte unsere Schicksale zusammen. Wir waren eins, jede Fiber erbebte gleichzeitig in uns, jede Regung wurde in beider Herzen zugleich empfunden.

Eines Morgens wollte ich um acht Uhr zu einer Sitzung gehen, ohne Hanna vorher gesehen zu haben. Ich kleidete mich in trüber Stimmung an, riß dann das Fenster auf und blickte hinaus. Der schneidende Novemberwind pfiff um meinen Kopf und kühlte meine brennenden Schläfen. Teilnahmlos ging ich zur Konferenz, hörte nur halb auf die Fragen, die zur Beratung standen, und dachte nur an die Stunde, wo ich Hanna wiedersehen würde.

* * *

Diese wenigen Tage in der ruhigen Provinzstadt gehören zu den glücklichsten meines Lebens.

Eines Tages gingen wir mit einer uns oberflächlich bekannten Dame spazieren. Hanna ging voran auf dem schmalen Wege. Ein feiner, grauer Pelzanzug hüllte sie ein. Von dem tiefen Grau des Kragens hoben sich ihre blonden Haare, die der hinten aufgeschlagene Hut frei ließ, mit leuchtendem Glanze ab. Meine Blicke waren unverwandt auf sie gerichtet, und ich hörte nur mühsam auf das Geplauder meiner Begleiterin. Meine Seele war nur bei ihr, und ich wußte von nichts anderem zu sprechen, als von ihr. Ich begann der Fremden von der Freundin zu erzählen — von ihr, die ich erst zwei Wochen lang kannte! Ich sprach der fremden Dame von unserer Freundschaft, und hatte das Gefühl, als ob sie sich nun schon über viele Jahre erstreckte. Ich befand mich völlig im Banne dieser Täuschung und vermochte in meinem traumhaften Zustand nicht Illusion von Wahrheit zu unterscheiden. Und in dem Zwielicht, mit dem der Winterabend uns umhüllte, schritt die Frau vor mir her, die meine Seele in sich trug.

* * *

Wir blieben neun Tage in jener Stadt. Um einen äußeren Anlaß zu diesem langen Aufenthalt zu haben,

hielt ich einige Vorträge. Wenn Hanna zugegen war, hatte ich nur Augen für sie. Sonst pflegte ich keinen Verkehr, da ich mich möglichst schonen und erholen wollte. Dennoch empfing ich einen Herrn, der sich uns nach einem Vortrag vorgestellt hatte, zweimal in Hannas Gegenwart. Es war ein junger Rechtsanwalt, der mich in einer Sache, die sich auf das deutsche Verlagsrecht bezog, um Auskunft bat. Er hatte etwas Scheues, Gedrücktes in seinem Wesen.

Als wir abreisten, kam er mit einem großen Blumenstrauß zur Bahn. Da ich mit einigen Damen vom Frauenverein sprach, wandte er sich zu Hanna und übergab ihr die Rosen für mich.

* * *

Noch einmal hielten wir uns drei Tage in der Hauptstadt auf. Von meiner Redaktion war ein Brief eingetroffen, welcher die Aufforderung enthielt, sobald als möglich unseren europäischen Vertreter aufzusuchen, um wegen eines neuen Auftrags mit ihm zu verhandeln. So war unser Abschied nahe, und eine unsagbar traurige Stimmung lag über uns.

Eines Mittags erhielt ich einen eingeschriebenen Eilbrief. Hanna las die Adresse und gab ihn mir. Er sei von jenem Rechtsanwalt, der mir den duftenden

Gruß am Bahnhofe zugestellt hatte. Ich öffnete das Schreiben mit einem Gemisch von Neugierde und Verdruß über die Störung.

„Das muß ein Mißverständnis sein, liebe Hanna," sagte ich zu meiner Freundin, „denn mir scheint, der Brief enthält eine Liebeserklärung. Der Mann wird wohl dich meinen und hat sich nur im Namen geirrt." Hanna las den Brief. „Nein, er ist für dich," entschied sie dann.

Ich habe den Brief, der in dem etwas unbeholfenen Deutsch des Ausländers abgefaßt ist, noch aufbewahrt. Er lautet:

Sehr verehrtes Fräulein!

Es ist einerseits meine allzugroße Aufregung, in der ich mich jetzt befinde, die mich veranlaßt, Ihnen das schriftlich mitzuteilen, worüber ich gern persönlich mit Ihnen sprechen wollte, anderseits geschieht dies aus dem Grunde, daß ich die Angelegenheit, die mein heutiges Schreiben betrifft, einer ernsten und nicht übereilten Entscheidung entgegenführen möchte. — — —

Mein sehr geehrtes Fräulein! Wie sehr ich auch bestrebt bin, mich kurz und klar zu fassen, so bleibt doch das, was ich schreibe, nur ein schwacher und unklarer Ausdruck dessen, was ich denke —

ein kaum merklicher Widerschein der Gefühle, die sich meiner bemächtigen. — — —

Mein Fräulein! Ich liebe Sie!

Kaum zweimal Sie gesprochen, und noch ein oder zweimal Sie gesehen, und schon dies Wenige genügte, um einen derartigen Eindruck auf mich zu machen, daß ich Ihnen ehrlich gestehen soll: Ich liebe Sie . . .

Nehmen Sie es nicht für den Streich eines unbesonnenen Jünglings, betrachten Sie es nicht als etwas Sie Entehrendes, denn es ist das reinste und mächtigste Gefühl, das in der Brust eines Mannes erwachsen kann, und wenn Sie Beweise verlangen, dann verfügen Sie über mein Leben, das ich Ihnen zu Füßen niederlege.

Wenn ich auch damals, als Sie unsere Stadt verließen, Ihnen dieses alles nicht mitgeteilt habe, so fühle ich doch und weiß es nur allzugut, daß es nicht mehr so weiter gehen kann. Ich muß die Entscheidung schon jetzt heraufbeschwören, sie möge für mich noch so schlecht ausfallen, denn schwerer als der Tod, der mir im schlimmsten Falle übrig bleibt, ist für mich das Leben in der schrecklich bangen Ungewißheit . . .

Darum flehe ich Sie an:

Wollen Sie dem Sie heiß Liebenden und Verehrenden die qualvolle Ungewißheit abkürzen und ihm mitteilen, ob er eine winzige und doch für ihn so glückverheißende Hoffnung hegen kann, dereinst die Liebe von seiner Angebeteten erwidert sehen zu können?

Nur zu gut bin ich mir dessen bewußt, daß ich mit dieser Entscheidung ein Urteil über Leben und Tod in Ihre Hände lege, tue ich es doch, weil ich in der qualvollen Ungewißheit nicht länger zu leben vermag.

Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, walten Sie jetzt Ihres Richteramtes.

Inzwischen usw."

Der Brief machte mich bestürzt, doch konnten wir uns beide des tragikomischen Eindrucks dieser Liebeserklärung nicht erwehren.

„Armer Teufel," sagte Hanna und brachte mir das Schreibzeug. Der ungestüme Bewerber erhielt noch am selben Tage eine Antwort auf seine verunglückte Liebeserklärung. Ich antwortete ihm, sein Brief habe mich nicht verletzt, sondern sehr überrascht. Ich könne ihn nur bitten, doch zu vergessen, was er da geschrieben hätte; er solle an den großen Kulturaufgaben unserer Zeit mitarbeiten, dann würden wir uns in der gemeinsamen Treue zum Volke begegnen.

Seine Antwort lasse ich hier auszugsweise folgen:

„. . . Ich habe daraus Ihren festen Entschluß vernommen, der Sie mir noch höher und erhabener erscheinen läßt. Doch gebe ich mich der Hoffnung hin, daß Sie, der großen und hochherzigen Arbeit müde, eines Tages einen starken Mannesarm als Stütze und Hilfe gebrauchen werden. Dann schlägt vielleicht die Stunde meines Glücks usw."

Es berührte mich eigentümlich, daß ich einem Manne so tiefe Liebe einzuflößen vermochte und verwirrte mich nur noch mehr. Auch tat der arme Mensch mir leid; auch Hanna bedauerte ihn — wir wußten doch beide, wie traurig hoffnungslose Liebe macht. Wie seltsam, daß dieser Antrag, der übrigens nicht der einzige Heiratsantrag war, den ich erhielt, gerade jetzt kommen mußte.

Es war Januar geworden. Jetzt gab es kein Hinausschieben mehr. Hanna mußte nach Starnowo und ich nach Berlin. Der Tag des Scheidens kam, und traurige Monate folgten auf ihn, Stunden der Verzweiflung, die wir nur in der Hoffnung auf ein Wiedersehen ertrugen, nach welchem keine Trennung mehr kommen dürfe, weil diese für uns unerträglicher war als der Tod.

In Berlin traf ich den Vertreter meines Blattes. Er beauftragte mich mit einer Winterreise nach Norwegen; zum Frühling sollte ich dann die Türkei bereisen, um Studien über die Lebensweise und sozialen Verhältnisse der Türkinnen zu machen.

Der Winter in Norwegen erschien mir schier endlos. Ich sah die Schönheiten der nordischen Gebirge, aber ich konnte sie nicht genießen. Es war, als sei meine Seele zerrissen, als sei ein Teil meines Ich bei Hanna, und als sei mein Empfinden gelähmt, weil sie nicht bei mir war. Mein Herz war unruhig, unbefriedigt, sorgenvoll. Zwar schrieben wir uns täglich, doch waren die Briefe nur ein schwacher Ersatz für die monatelange Trennung. Wir erwogen unsere Zukunftsaussichten. Was sollte aus uns werden? Da war kein Weg und keine Rettung, deshalb beschlossen wir, zu sterben.

Während meiner Berliner Studienzeit hatte ich einen jungen Mediziner kennen gelernt, der mir sehr ergeben war. Als ich im Frühjahr aus Norwegen zurückkam, suchte ich ihn auf und bat ihn um Gift. Er weigerte sich, mir meinen Wunsch zu erfüllen, bis ich ihm sagte, es handele sich darum,

mir und einer Freundin das Leid zu kürzen, das unsere Sehnsucht über uns gebracht hatte. Wir wünschten, für immer vereint zu sein. Da das Leben uns dieses Glück nicht gewähren könne, wollten wir nun gemeinsam in den Tod gehen. Nach einigem Zögern gab er mir Morphium.

Es war ein Spätnachmittag im März, als ich ihn in seinem Laboratorium aufsuchte. Bis zum Eintritt der Dunkelheit saßen wir an seinem Arbeitstisch; dann begleitete er mich durch den frühlingsfrischen Tiergarten zu meinem Hotel. In ruhigem Gespräch über die letzten Dinge gingen wir unseren Weg. Ich war in tiefe Gedanken versunken, so daß ich nicht auf die Richtung achtete und kaum bemerkte, daß wir schließlich auf ganz einsamen Pfaden gingen. Mein Begleiter sprach eindringlich auf mich ein. Er warnte mich vor diesem Schritt, dessen Tragweite er mir schilderte.

„Sehen Sie, liebe Freundin," sagte er, und dabei wurde seine Stimme immer eindringlicher, „die Welt bietet Ihnen noch so viel! Sie sind noch jung und haben eine große Zukunft vor sich. Und das Süßeste des Lebens kennen Sie noch gar nicht. Wenn Sie schon wirklich sterben wollen, so genießen Sie doch vorher den Rest Ihrer Tage. Lieben Sie, genießen Sie!"

Der Weg war einsam. Ich sah mich um. Seine Art und Weise, die ganz von seiner gewöhnlichen Ruhe abwich, befremdete mich. Mit heiserer Stimme redete er auf mich ein. Plötzlich versuchte er, sich mir zu nähern und umfaßte meine Taille. In diesem Augenblicke fand ich meine Kraft wieder. Mit einer Gebärde des Abscheus und des Zorns richtete ich mich auf und schlug ihm ins Gesicht.

Im nächsten Augenblick stürzte er wortlos davon, ich hatte durch meine Schlagfertigkeit einen Freund verloren.

Die Tage, die ich noch in Berlin zu verleben hatte, waren voller Qual und Ungeduld. Ich schrieb endlose Briefe, wir tauschten fast täglich Telegramme aus, und trotzdem lastete die Trennung noch immer unerträglich auf uns. Weder Arbeit noch Zerstreuung konnten mich ablenken von meinen sehnsuchtsvollen Gedanken, die mich unempfindlich machten für den Trubel und die Reize der großen Stadt.

Als ich eines Tages von der Straßenbahn absprang, verletzte ich mir den Fuß. Man brachte mich in meine Wohnung, und rief einen Arzt. Ich war ganz fassungslos über mein Mißgeschick, das unser Wiedersehen von neuem hinausschob. Dieses neue Leid er-

drückte mich fast. Hanna fehlte mir überall. Ich war gezwungen, unser Geheimnis in den tiefsten Tiefen meines Herzens zu verbergen und hatte doch das Bedürfnis, zu irgend einem Menschen von unserer unseligen, hoffnungslosen Liebe zu sprechen. Am Tage vorher war ich zögernd in eine katholische Kirche gegangen, um zu beichten — — einem der Priester, der mich nicht kannte und den ich nie wiedersehen würde, mein Herz auszuschütten. Als ich dann aber eine Weile in der weihrauchschwülen Kirche gestanden hatte, fehlte mir doch der Mut und ich ging traurigen Herzens wieder fort.

Das alles überdachte ich, als ich, im Bette liegend, den Arzt erwartete. Als er endlich erschien, fand er mich in Tränen. Er wunderte sich über meine heftigen Schmerzen, die er aus dem Schluchzen, das trotz der Selbstbeherrschung, die ich mir auferlegte, den Körper erschütterte, zu erkennen glaubte. Ob es denn so weh täte, fragte er, oder ob ich sonst einen Kummer hätte. Meine fassungslose Traurigkeit rührte ihn. Er zog sich einen Stuhl heran, strich mir übers Haar und sagte in väterlich-freundlichem Tone: „Weinen Sie doch nicht so, liebes Kind, es gibt wenig Dinge auf der Welt, die so viel Tränen wert wären. Möchten Sie sich nicht offen gegen mich aussprechen? Vielleicht fühlen Sie sich dann erleichtert!"

Ich starrte ihn an. Durfte ich diesem Manne vertrauen? Sein ruhiges, feines Gesicht, das er mir mit freundlichem Mitleid zuwandte, und seine ganze Art und Weise flößte mir Vertrauen ein. Mein Wunsch, zu beichten, fiel mir ein. Ein Arzt war ja durch seine Berufspflicht zur Diskretion gezwungen, und ich mußte sprechen, — meine Kraft, mein Leid im Stillen zu tragen, ging zu Ende. So faßte ich seine beiden Hände und erzählte ihm, was uns so selig und doch auch so unselig und unglücklich machte. Sein Gesicht blieb ruhig und freundlich. Dann fragte er mich noch mancherlei. Ich erzählte ihm die Geschichte meiner Kindheit, das Geheimnis meines Körpers, sprach ihm von den zahllosen Leiden und Demütigungen der verflossenen Zeit. Eine schwere Last löste sich allmählich von meiner Seele, als ich endlich offen aussprach, was mich so lange bedrückt hatte.

Der Arzt hörte schweigend zu, dann meinte er, ich müsse ihm schon gestatten, mich genau zu untersuchen. Als er damit zu Ende war, sprach er mir freundlich zu. Da sei kein Grund zur Traurigkeit. Meine Liebe zu meiner Freundin sei kein Laster — übrigens gäbe es in der Liebe keine Laster, höchstens in der Sinnlichkeit — sondern ein natürliches Gefühl. „Wollen Sie Ihrer Freundin nahe sein und können Sie ihr eine Zukunft sichern, so heiraten Sie sie doch! Sie

sind gerade so gut ein Mann wie ich auch!" Da sei nur eine kleine Operation nötig, die er mir erklärte. Der Bergheimer Arzt, der mich bei meiner Geburt untersucht habe, sei ein Esel gewesen. Außerdem habe sich der Körper wohl auch erst in den letzten Jahren so entschieden männlich entwickelt. Ich solle nur guten Mutes sein; die Behörden könnten ihre Einwilligung zu meiner Umwandlung nicht verweigern, und dann könnte ich meine Freundin mit gutem Gewissen heiraten.

Mir war es, als fielen dunkle Schleier von meinen Augen. Der Arzt hatte recht. Körperlich war ich ein Mann. Und daß ich einen männlichen Geist hätte, war mir schon oft gesagt worden.

Ein Taumel der Freude und des Entzückens überfiel mich. Ich hörte nicht mehr, was der gütige alte Herr sprach, sondern lag mit geschlossenen Augen träumend da. Jahrelang hatte ich keine Gebetsworte finden können, jetzt verfiel ich in eine inbrünstige ekstatische Gott-Dankbarkeit. Ich vergaß, wo ich war, sah Hannas glückstrahlendes Gesicht. — — Neben mir stand der Arzt und schüttelte mir mit freundlichem Nicken die Hand.

Viele Stunden lag ich ganz unbeweglich. Das Neue war so gewaltig auf mich eingestürmt, daß ich

das Ereignis ernstlich noch gar nicht zu fassen vermochte. Nun lag auf unseren trüben Wegen ein helles Licht.

Drei Tage lang lag ich im Fieber. Der Arzt kam täglich und hatte auch eine zuverlässige, diskrete Wärterin besorgt. Von meinen Fieberträumen weiß ich nichts mehr; ich erinnere mich nur noch, daß ich in Regionen schrankenloser Seligkeit lebte.

Erst am dritten Tage kam ich wieder zum Bewußtsein. Das heftige Fieber hatte mich so geschwächt, daß ich mich nur langsam wieder erholen konnte. In das Wonnegefühl des Wiedererwachens aller Kräfte mischten sich die freudigen Gedanken an eine glückliche Zukunft.

Eigentlich hatte ich Hanna von der glücklichen Wendung unseres Geschicks nichts schreiben wollen, teils, weil ich fürchtete, daß der Brief verloren gehen könnte, und andererseits, weil ich nicht wußte, wie sie die Freudenbotschaft ertragen würde. Ich deutete ihr aber doch schließlich den Inhalt meiner Unterredung mit dem Arzte an. Jubelnd schrieb sie mir zurück. Ja, das endlich sei der Weg zum Glück. Ich sollte die Umwandlung vornehmen, dann wolle sie sich für mich freimachen. Aber vorher müßten wir uns noch einmal sehen.

In unsere Briefe kam ein neuer Ton — sie wurden noch inniger und zugleich sicherer.

Endlich waren die Geschäfte, die mich noch in Deutschland zurückhielten, erledigt; ich erhielt den neuen Auftrag, über die Lage der Frauen in der Türkei zu berichten.

An einem Vorfrühlingstage trat ich meine Reise an. Natürlich fuhr ich zuerst nach Starnowo, ohne Hanna jedoch vorher von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Zwei qualvoll lange Reisetage. Endlich sah ich in der Ferne die Karpathen auftauchen. Dann kam ich bald durch bekannte Gegenden. Dort auf jenem Berg, war eine Lichtung, auf der wir uns bei Spaziergängen ausgeruht hatten, und die graue Landstraße führte geradenwegs zum Bahnhof. . . . Dann riß der Schaffner die Wagentür auf: „In fünf Minuten Starnowo. Eine Minute Aufenthalt!" Da — auf dem Bahnhof stand sie, bleich vor Erregung, erwartungsbang. Ich sprang heraus, noch ehe der Zug hielt. Wir fanden keine Worte, ergriffen nur stumm unsere Hände und sahen uns in die Augen. Der Wagen, der uns zu ihrem Hause bringen sollte, fuhr uns zu langsam, deshalb stiegen wir aus und gingen zu Fuß. Die

Leute blickten uns auf der Straße nach, sie hatten wohl ein so glückstrahlendes Paar selten gesehen.

Aber es war im Grunde doch nur ein unvollkommenes Glück, das wir in diesem fremden Hause genießen konnten. Am Morgen nach meiner Ankunft machten wir einen Spaziergang. Wir gingen Arm in Arm, der Pulsschlag ihres Herzens klang in meinem Herzen wieder. Stumm schritten wir durch die Straßen der Stadt. Vor dem alten Stadttor ließ Hanna meinen Arm los und sah mich fragend an. Wir setzten uns auf einen gefällten Baumstamm am Wege, und ich sprach ihr von meinen Plänen. Eins war selbstverständlich: ich wollte jetzt mit meiner Existenz als Weib brechen und endlich ein Mann werden. Irgend einen Beruf ergreifen, der mich bald erwerbsfähig machen würde. Ob ich sie dann holen dürfte? Aber es würde noch lange dauern, ehe ich sie mit dem gewohnten Luxus umgeben könne — ob sie wohl auch in kleineren, bescheidenen Verhältnissen mit mir leben wolle? Denn dann könne ich sie schon bald holen.

Sie sah mich stolz und vertrauensvoll an. „Aber liebes Närrchen," lachte sie übermütig, „komme ich denn zu deinen Tischen und Stühlen oder zu dir? Wozu gebrauche ich Schmuck und elegante Toiletten, wenn ich bei dir bin?" Sie begann

sich unser künftiges Leben auszumalen, wie sie in unserem kleinen Haushalt schalten und walten wollte, und wie sie mich empfangen würde, wenn ich abends von der Arbeit nach Hause käme.

Zuerst mußte sie sich freimachen, jedes Opfer bringen, um ihre Ehe zu lösen. Aber trotzdem es nur ein äußerliches Band zu zerreißen gab, sah sie heftigen Kämpfen entgegen.

Meine Umwandlung durfte ich keinenfalls vor der Lösung ihrer Ehe vornehmen, denn sonst hätte man wahrscheinlich unsere Verbindung verhindert oder erschwert.

Um ihr unauffällig nahe sein zu können, sollte ich den Auftrag für die Türkei noch übernehmen.

Ich war betrübt, ihr in den schweren Tagen, die sie nun durchkämpfen mußte, nicht helfend zur Seite stehen zu können. Würde sie stark bleiben? Es galt den Kampf mit allen Menschen, die bisher den ersten Platz in ihrem Herzen eingenommen hatten, diesen Platz, den ich nun ausfüllte und für alle Zukunft ausfüllen sollte.

Bald darauf reiste ich ab. Hanna begleitete mich zum Bahnhofe. Unterwegs besprachen wir noch einmal unsere Pläne. In fester Zuversicht schieden wir nach innigem, schmerzlichen Abschied.

* * *

Hanna hatte vieles zu ertragen. Sie trug es in gläubigem Sehnen nach einem gemeinsamen Glück.

Inzwischen bereiste ich die Türkei. Sehnsüchtigen Herzens verbrachte ich meine Tage, die traurig und freudeleer vergingen. Die wenigen Briefe, die ich von ihr erhielt, waren die Lichtpunkte dieser trüben Zeit.

Langsam, ohne mein Zutun, vollzog sich die Lösung ihrer Ehe. Hanna kehrte zunächst zu ihren Eltern zurück.

* *

So kam der Sommer des neuen Jahres heran. Ich schrieb meinem Auftraggeber — dem Verleger meiner Zeitung —, daß ich leider durch Gesundheitsrücksichten gezwungen sei, von meinem Posten als Reisekorrespondentin zurückzutreten. Dann kehrte ich nach Deutschland zurück, wo mir die schwere Aufgabe bevorstand, meine Mutter und die Geschwister in meine Pläne einzuweihen. Zwar war ich großjährig und nicht auf ihre Einwilligung angewiesen, doch wünschte ich den Frieden, und wollte es möglichst vermeiden, meiner Mutter Schmerzen zu bereiten. Denn mit der Liebe zu meiner Freundin war auch das Familiengefühl in mir erwacht.

Meine alte Mutter nahm die Nachricht ruhiger

auf, als ich erwartet hatte. „Tue, was du für gut findest," sagte sie, „schone aber deine Geschwister und vermeide unnötiges Aufsehen und Klatsch!" Dann sprachen wir zum erstenmal offen über mein Leben. Meine Mutter erzählte mir von meiner Geburt, von dem Widerstande des Vaters gegen ärztliche Hilfe, und wie sehr sie sich gerade in der letzten Zeit um mich gebangt habe.

Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, daß sie mich so leicht verstehn würde.

* * *

In diesem Stadium, unmittelbar vor der letzten Entscheidung, hatte ich doch noch viele innere Kämpfe zu bestehen. Ich erwog die Ungeheuerlichkeit meines Schrittes. Würde ich mich in das neue Leben hineinfinden? Würde Hanna sich auch in die veränderten Umstände finden können? Und würde es mir möglich sein, ihr eine auskömmliche Existenz zu bieten?

Aber alle diese Erwägungen verschwanden vor dem beseligenden Gedanken an eine Zukunft an Hannas Seite.

* * *

Der Gedanke, einen Rechtsanwalt zu konsultieren, war mir sehr peinlich. Ich trug doch noch immer

Frauenkleidung und dachte an den Eindruck, den meine seltsamen Worte hervorrufen mußten. So schob ich denn den ersten Schritt von Tag zu Tag hinaus. Schließlich faßte ich mir aber doch ein Herz und ging zu einem Juristen, dem Rechtsanwalt Dr. Gronemann-Berlin, der mir einst in einer anderen Sache empfohlen worden war.

Wir besprachen die juristische Seite der Angelegenheit und fanden, daß es nötig sei, mir wissenschaftliche Atteste von namhaften Medizinern zu verschaffen, deren er zur Begründung eines Antrages bedurfte.

Mit einer Abschrift dieser Atteste wandte ich mich an den Herrn Minister des Innern, der sich jedoch als nicht zuständig erklärte. Zwar hatte mich der Anwalt sofort auf die Unzweckmäßigkeit dieses Schrittes aufmerksam gemacht, doch hatte ich gehofft, bei einem so ungewöhnlichen Falle den Instanzenweg vermeiden zu können. Mein Rechtsanwalt wiederholte daher den Antrag an zuständiger Stelle. Wir fanden bei den höheren Beamten sehr viel Entgegenkommen. Nach längerer Korrespondenz und nachdem ich selbst wiederholt vernommen worden war, erhielten wir Ende Dezember 1906 die Entscheidung, daß meinem Antrage stattgegeben sei.

* * *

Mit der äußerlichen Umwandlung hatte ich bereits vor dem Eintreffen der behördlichen Erlaubnis begonnen. Zuerst mußte mein Haar fallen. Als ich es schneiden ließ, trug ich noch Frauenkleider. Der Friseur meinte, es sei eine Sünde, solch schönes Haar einer Laune zu opfern.

Nach dem Haarschneiden konnte man die Kopfform besser erkennen; man sagte mir, daß die Männlichkeit meines Gesichtsausdrucks erst jetzt voll zur Geltung käme und ich mich nunmehr in den Frauenkleidern ganz seltsam ausnähme.

Einige Tage später ließ ich mir den ersten Gehrockanzug anmessen.

Als ich zum erstenmal in Männerkleidung über die Straße ging, empfand ich ein so großes Gefühl des Unbehagens, daß ich gerne umgekehrt wäre. Die Herrenkleidung ist um vieles leichter, als eine Damentoilette; der Wind hatte freieren Zutritt zu meinem Körper, und es kam mir anfänglich unschicklich vor, in Beinkleidern ohne Röcke darüber auszugehen. Ich bildete mir ein, alle Passanten blickten mir nach. Dieses unsichere Gefühl hielt einige Tage an, bis ich mich endlich daran gewöhnte. Etwas anderes hingegen, woran ich mich nur sehr schwer gewöhnen konnte, war das Grüßen. Ich vergaß immer wieder, den Hut zu ziehen, und nickte nach Damenart mit

dem Kopfe. Als ich einen Herrn einmal nach einer Straße fragte, erhielt ich so unfreundlich Bescheid, daß ich mich wunderte, bis mir das Unterlassen des Hutziehens einfiel.

Ueberhaupt machten mir die gesellschaftlichen Formen zuerst manche Schwierigkeiten. Ich mußte jetzt zum Beispiel die älteren Herren unter meinen Bekannten zuerst grüßen, was ich regelmäßig vergaß, und mußte mich hüten, im Gespräch mit Damen nicht Themata zu berühren, die ein Herr mit Damen im allgemeinen nicht bespricht. Um keinen Verstoß zu begehen, war ich anfänglich sehr schweigsam; doch fand ich meine ursprüngliche Unbefangenheit bald wieder.

Um diese Zeit ließ ich mich zum erstenmal wieder photographieren und sandte Hanna mein Bild. Man fand im allgemeinen, daß ich mich zu meinem Vorteil verändert hätte. Sie fand das auch, und ich war darüber sehr glücklich.

Ein Herr, den ich bereits vor meinem Verwandlungsprozeß jahrelang gekannt hatte, mußte in das Geheimnis gezogen werden. Er versicherte später, daß ich ihm gleich in der ersten halben Stunde unserer neuen Bekanntschaft vertrauter erschienen sei, als in allen früheren Jahren.

Vor einiger Zeit machte ich meine erste, weitere

Reise in Männerkleidung. Während ich früher bei Nacht immer im Frauenabteil gefahren war, mußte ich mich jetzt mit dem Kupee für Nichtraucher begnügen. Es war ein eigentümliches Gefühl, zum erstenmal eine ganze Nacht mit so vielen Männern in einem engen Raume zu verbringen. Erziehung und Gewohnheit sind also doch imstande, starke Hemmungsvorstellungen zu erzeugen.

* * *

Mein Körper, von keinem Mieder und keinem anderen einengenden Kleidungsstück mehr eingeschnürt, entfaltete sich freier und kräftiger. Ich turne und treibe jede Art Gymnastik, um die gewaltsame Behinderung der gesunden Entwicklung wieder auszugleichen. Diese Bemühungen sind von gutem Erfolge begleitet. Ich bin kräftiger und breiter geworden, meine Haltung freier, und körperlich dürfte aus meinen Mädchenjahren wohl nichts zurückbleiben, als eine leichte Schnürfurche. . . .

Leid und Kummer hatten mich alt gemacht, jetzt sehe ich glücklich und jung aus, leider viel zu jung.

* * *

Die größeren Freiheiten, deren ich mich jetzt erfreue, haben meine Anschauungen eigentlich nicht geändert, denn meine Anschauungs- und Auffassungsart war schon immer männlich gewesen. Nur einige neue Gesichtspunkte sind mir erschlossen worden.

Diese kleinen Freiheiten sind überaus angenehm. Ich kann spät in der Nacht nach Hause gehen, ohne fürchten zu müssen, daß ein jeder dumme Junge mich belästigen darf; ich kann ungestört und ungezwungen auf der Straße rauchen und auch alle die anderen kleinen Vergünstigungen genießen, welche die Herren der Schöpfung sich vorbehalten haben.

Eine gewisse mädchenhafte Zartheit des Empfindens ist mir geblieben. Ich mag keine Zoten hören, Witzblätter und Bilder „nur für Herren" widern mich an.

Wohl noch nie haben so viele Frauen einem Manne ihre Seele so unverhüllt gezeigt, wie mir. Ich hege für alle Frauen ein tiefes Mitgefühl und brüderliche Liebe.

* * *

Wir haben uns wiedergesehen, Hanna und ich. Die Umwandlung hat in dem Glücksgefühl, das uns durchflutet, so bald wir uns sehen, nichts geändert. Wir fühlten das übermächtige Zusammengehören und beschlossen, uns so bald als möglich für immer zu vereinigen.

Zuerst aber muß ich mir einen Beruf suchen, der es mir ermöglicht, einen eigenen Hausstand zu gründen. Das ist nicht leicht, denn es muß eine Beschäftigung sein, die nach jeder Richtung hin meinen Fähigkeiten und Bedürfnissen entspricht. Als Nora O. Body hätte ich sie zweifellos leichter gefunden. Was für eine Frau höchste Bildung bedeutet, kann bei einem Mann Unwissenheit genannt werden, und alles Wissen eines Mannes kann im umgekehrten Falle wertlos sein, weil wir in unserer veralteten Ordnung die geistigen Leistungen von Mann und Frau verschieden werten. Gewiß werden die Unterschiede immer bestehen bleiben, aber man sollte doch endlich aufhören, konkretes und abstraktes Wissen eines Menschen nach seinem Geschlecht zu schätzen.

Alle meine mühsam erworbenen Kenntnisse erwiesen sich als schwer verwendbar. Zwar gibt es Stellungen, in denen ich sie hätte verwerten können, als Sekretär bei der Presse, in einer Bank oder bei einer Wohlfahrtsgesellschaft — aber dieser Weg ist mir verschlossen, weil ich keine Zeugnisse habe. Meine Zeugnisse lauten eben auf Nora O. Body und sind für den jungen Norbert fast wertlos.

Ich bin von allen Bewerbungen, bei denen man Tauf- und Geburtsscheine vorlegen muß, ausgeschlossen, da meine Papiere immer jenen berichtigenden

Zusatz tragen. Das so oft verlangte Reifezeugnis einer höheren Lehranstalt fehlt mir ebenfalls, und auf die Frage, wo ich meine Bildung erwarb, wird meine Antwort: „In einer höheren Töchterschule" wohl mehr Befremden als Befriedigung hervorrufen.

Aber trotz aller Hindernisse, die sich noch heute vor mir aufbauen, sehe ich mit frohem Mute in die Zukunft. Ich glaube fest und sicher, daß es mir gelingen wird, unseren Unterhalt durch meine Arbeit zu erwerben.

Angesichts aller dieser Schwierigkeiten, die sich daraus ergaben, daß man mich fälschlich als Mädchen erzogen hatte, glaube ich, daß es heute, wo die Grenzen der Berufe für Männer und Frauen nicht mehr so scharf geschieden sind, besser ist, Kinder von anfänglich unbestimmbarem Geschlecht als Knaben eintragen und erziehen zu lassen. Sie können dann später besser ihr Fortkommen finden, und denen, die sich später als dem weiblichen Geschlecht zugehörig erweisen, dürfte das gründlichere Wissen der Knabenerziehung bei einer Berufswahl nur förderlich sein.

Starke Persönlichkeiten brechen sich zwar immer

Bahn, — doch wozu Hindernisse auftürmen, wenn leichtere Wege zum Ziele führen?

* * *

Am Schlusse meines Buches möchte ich den Müttern noch ein Wort sagen. All das Leid und alle Wirren, die mir mein Leben verbittert haben, entsprangen der falschen Scham, die alles Geschlechtliche als unrein verschleiern möchte.

Unrein, ihr Mütter, wird es aber erst, weil nicht ihr, sondern Fremde eure Kinder in die tiefen Mysterien der Natur einweihen. Wendet euch getrost mit vernünftigen Worten an den gesunden Sinn eurer Kinder, und ihr tut mehr für sie, als wenn ihr sie im falschen Halbwissen aufwachsen laßt. Ein Mädchen, das wissenden Sinnes durch das Leben geht, kann sich viel leichter seelisch und körperlich vor dem Schmutz bewahren, als ein solches, das von unklugen Müttern, die sich noch im falschen Stolze der Unwissenheit ihrer Kinder rühmen, in halber Blindheit erhalten wird. Und fehlt euch selbst der Mut, mit euren Kindern ein offenes Wort zu reden, so wirkt dahin, daß es der Schule als Pflicht auferlegt werde. Denkt an die trüben Stunden und an die Verwirrungen, die einst in eurer eigenen Jugend an euch herangetreten sind.

Wieviel Leid und wieviel Kämpfe wären mir erspart geblieben, wenn mir im Hause oder in der Schule ein einziger Mensch ernst und ehrlich von meinem Geschlecht gesprochen hätte! Meine Jugendjahre wären nicht so trübe und freudenleer gewesen.

Ehrliches Wissen zieht nie herab, sondern befreit und erhöht! Wo ist eine Mutter, die ihr Kind nicht rein und frei sehen möchte? Darum wollen wir unseren Kindern die Wege weisen, die zur Reinheit und Freiheit führen!

* * *

Mit frohen Augen sehe ich in die Zukunft, die wie ein weites, sonnenhelles Land vor mir liegt.

Nun mag das Leben um uns her brausen und toben — ich trete endlich als gleichberechtigter Mensch mit starkem Willen und frohem Herzen in den Kampf des Lebens.

* * *

Dieses Buch ist ein Buch der Wahrheit. Ich habe von einem armen Leben erzählt, das durch viele Wirrnisse gehen mußte, ehe der einsame, unglückliche Wanderer den richtigen Weg fand.

Ich wollte das Buch nicht schreiben, andere machten mich erst darauf aufmerksam, daß ich es als Beitrag zur Psychologie unserer Zeit und im Interesse der Wissenschaft und Wahrheit der Menschheit schuldig bin.

Nachwort

von

Dr. med. **Magnus Hirschfeld.**

Die wissenschaftliche Literatur über Fälle von irrtümlicher Geschlechtsbestimmung findet in der hier veröffentlichten Lebensbeschreibung eine wesentliche Ergänzung und Bereicherung. Es berichtet hier zum ersten Male eine intelligente Persönlichkeit in eingehender Schilderung über die hochtragischen Folgen eines Irrtums, für den wir in viel höherem Grade unsern schwachen menschlichen Verstand als die so oft zu Unrecht angeschuldigte Natur verantwortlich machen sollten. Diese Autobiographie darf daher in mehr als einer Hinsicht weit über ärztliche und juristische Fachkreise hinaus allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchen.

Wir sehen hier, wie tiefgreifende Konflikte sich bereits in der Kinderseele abspielen können — ein gewiß lehrreiches Beispiel für unsere Zeit, in der wir leider nur zu oft Gelegenheit haben, von Schülerselbst-

morden und Kindertragödien zu lesen. Die Erwachsenen haben zu lange nicht nur die Kindheit in ihrer Bedeutung für das Leben, sondern auch das Kind in seiner Bedeutung als Mensch unterschätzt.

Wir sehen des weiteren in geradezu klassischer Weise den Kampf zwischen angeborenen Anlagen und äußeren Einflüssen, zwischen Ererbtem und Erworbenem. Wir beobachten, wie mit elementarer Gewalt gewisse innere Triebe die Schranken durchbrechen, welche Erziehung und Umgebung errichteten, wie trotz allem es schließlich doch der Geist ist, welcher sich das Leben formt.

Das gilt namentlich auf dem Felde der Sexualität. *Das Geschlecht des Menschen ruht viel mehr in seiner Seele als in seinem Körper*, oder, um mich einer mehr medizinischen Ausdrucksweise zu bedienen, viel mehr im Gehirn als in den Genitalien.

Wie vernünftig waren doch die Bestimmungen der Friederizianischen Staatsepoche, die bei uns noch bis zum Jahre 1900 Geltung hatten, welche bestimmten: daß Personen zweifelhaften Geschlechtes im 18. Lebensjahre *selbst* entscheiden sollten, „zu welchem Geschlechte sie sich halten wollen". Wie unbegreiflich ist demgegenüber die Tatsache, daß man

diese und ähnliche Bestimmungen in dem jetzt zu Recht bestehenden Bürgerlichen Gesetzbuche gänzlich in Fortfall kommen ließ.

Ein eigentümlicher Zufall hat es gefügt, daß wenige Jahre nach dieser Verballhornung des Gesetzes die exakten und wissenschaftlichen Untersuchungen über den Hermaphroditismus beim Menschen einsetzten, welche es über jeden Zweifel sicher stellten, daß derselbe in bezug auf sämtliche Geschlechtscharaktere unendlich viel verbreiteter ist, als man früher glaubte. Wir wissen jetzt, daß Fälle, wie der vorliegende, nur extreme Formen *sexueller Zwischenstufen* sind, von denen leichtere Grade auf körperlichem und seelischem Gebiete in großer Mannigfaltigkeit vorkommen. Ja, es scheint sogar fraglich, ob die moderne Ansicht richtig ist, welche in diesen Abweichungen von der Norm schlankweg Störungen und Mißbildungen erblickt oder ob nicht die *antike Auffassung* mehr für sich hat, die hier nur eigentümliche Spielarten, Varietäten und Besonderheiten der Gattung Mensch sah. In der Kunst des Altertums, sowohl der redenden, wie der bildenden, ist ja bekanntlich der Hermaphrodit eines der beliebtesten Darstellungsobjekte.

Es würde zu weit führen, auf diese und andere

Fragen, die sich hier auftun, ausführlich einzugehen. Ich will mich darauf beschränken, einige praktische Konsequenzen auf Grund des hier geschilderten Falles zu ziehen, wie ich sie ähnlich bereits in einem Vortrage in der Gesellschaft für soziale Medizin, Hygiene und Medizinalstatistik dargelegt habe.

Zunächst folgendes: Bestehen bei einem Neugeborenen Zweifel über die Geschlechtszugehörigkeit, die auch ein hinzugezogener Arzt, für dessen Berufung in solchen Fällen Sorge zu tragen die Geburtshelferinnen gesetzlich verpflichtet sein müßten, nicht zu beheben vermag, so erscheint es wissenschaftlich allein gerechtfertigt, das Kind als „unbestimmten Geschlechtes" anzumelden. Tragen die Verwandten, mit Rücksicht auf die heute noch bestehenden Vorurteile, Bedenken, die Anmeldung in dieser Weise vorzunehmen, so ist es im Prinzip jedenfalls richtiger, das Kind als männlich registrieren zu lassen und demententsprechend zu erziehen. Dies aus folgenden Gründen: Einmal scheint es, als ob sich, in der Mehrzahl der bisher bekannt gewordenen Fälle das bis zur Reifezeit latente Geschlecht nach der männlichen Richtung differenziert. Dann aber ist es wirtschaftlich im Falle einer Fehldiagnose für einen Mann wesentlich leichter, sein Leben als Frau fortzusetzen,

als für eine weiblich erzogene Person als Mann weiterzuleben.

Vor allem aber ist auch diesen Menschen gegenüber eine vorurteilsfreiere und klarere Beurteilung anzustreben. Denn da sie geistig, ethisch und sozial durchaus vollwertige Menschen sind, ist es nötig, daß an die Stelle der Geringschätzung, des geheimen Grauens und Spottes, mit denen man ihnen früher begegnete, eine gerechtere, wissenschaftlichere und menschenwürdigere Auffassung tritt.

Je mehr wir Uebergänge zwischen den Geschlechtern kennen lernen, um so mehr lernen wir die Nützlichkeit der Gewährung eines möglichst freien Spieles der Kräfte für Mann und Weib begreifen. Vollkommen müßig ist dabei der alte Streit, ob das eine Geschlecht dem andern an Wert überlegen oder unterlegen ist. Beide sind gleich wertvoll und gleich notwendig, beide haben ihre guten und minder guten Eigenschaften. Die Selbstregulierung der Natur bietet uns hier die beste Gewähr für das Wohl des einzelnen wie der Gesamtheit, jedenfalls ist sie ungleich zuverlässiger als künstliche Gebote und Verbote der Menschen.

Die alte Freiheitsforderung: Gleiches Recht für alle wurzelt viel mehr in der Verschiedenheit als in

der Gleichheit der Menschen. Damit jede Persönlichkeit sich frei und schön entfalten kann, müssen jeder die gleichen Möglichkeiten gegeben werden.

Charlottenburg, 10. April 1907.

Dr. Magnus Hirschfeld.

Gustav Rieckes Buchhandlung Nachfolger
Berlin W. 50, Geisbergstr. 29.

Conan Doyle

Ich klage an!

Eine Flucht in die Oeffentlichkeit.

Preis: **Mk. —,75.**

Berliner Morgenpost:

Conan Doyle, der bekannte Verfasser der Detektivgeschichten, ergreift in dieser Broschüre das Wort zu dem Falle Edalji, der auch über England hinaus großes Aufsehen erregt hat. Die Geschichte dieses Justizirrtums, von Conan Doyle in spannendster Weise erzählt, liest sich wie eine der Sherlock Holmes-Erzählungen, nur daß der versöhnende Abschluß fehlt; in diesem Falle ist der Schuldige noch nicht entlarvt und dem unschuldig Verfolgten noch keine Gerechtigkeit widerfahren. Nach den Ausführungen des Verfassers scheint es jedenfalls zweifellos, daß der Pfarrerssohn Georg Edalji das Opfer eines furchtbaren Justizirrtums geworden ist. Die Verurteilung des der Tierschändung Angeklagten, auf Grund eines vollkommen unzureichenden Beweismaterials, erscheint so unglaublich, daß der Fall Edalji stets und immer ein häßlicher Fleck in den Annalen der englischen Justizverwaltung bleiben wird. Mit dem Fall Dreyfus, an den der Titel der Doyleschen Broschüre, Zolas wuchtiges „Ich klage an", erinnert, hat der Fall Edalji allerdings nur das gemeinsam, daß er zeigt, wie auch die besten Gesetze den Möglichkeiten folgenschwerer Irrtümer Raum lassen, besonders wenn diese Gesetze lax und leichtsinnig gehandhabt werden, wie es in dem Falle Edalji allerdings der Fall gewesen zu sein scheint.

Druck von Paß & Garleb G. m. b. H.
Berlin W. 35.

Aus eines Mannes Mädchenjahren

Von N. O. Body